

SCHLESISIEN

Bibliothek
Techn. Hochschule, Breslau 26/
JUNI 1940

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN Breslau · JAHRG. 2 NR. 6 · 1.-RM





SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

2. JAHRGANG · JUNI 1940 · FOLGE 6

STÄNDIGE MITARBEITER: PROF. DR. HERM. AUBIN · DR. FRITZ ARLT
DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER DR. HANS DAMRAU
DR. HANS-WERNER FISCHER · OBERBÜRGERMEISTER DR. HANS
FRIDRICH · DR. FRITZ GESCHWENDT · PROV.-KONSERVATOR
PROF. DR. GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED
HARTLIEB · LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR
KAUDER · DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN
REG.-RAT DR. HEINZ LOHBECK · GAUOBMANN JULIUS MERZ
OBERBÜRGERMEISTER WALTHER SCHMIEDING · SCHULRAT
KARL SCZODROK · GENERALDIREKTOR GEORG SIEFEN
HERMANN STEHR · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT

Faksimile aus Eichendorffs „Marmorbild“	105
Sagan	107
WERNER STEINBERG: Holtei entdeckt Oberrigk	111
FRIEDRICH BISCHOFF: Das Kreuz im Riesengebirge	115
GAUAMTSLEITER ALFRED HARTLIEB: Breslau im Grenzgau Schlesien	123
DR. HERMANN UHTENWOLDT: Die wehrhafte Stadt	124
Volksdeutsche Kunst - Wanderausstellung 1940	128
IRMA BUNZEL: Das goldene Tor	129
Berichte	131

DAS MARMORBILD

Als Eichendorff im Dezember 1817 von Breslau aus als erste seiner kleineren Novellen »Das Marmorbild« an Fouqué sandte, sprach er die Befürchtung aus, daß er - unter dem Druck verdrießlicher Geschäfte, aus der traumhaften Entrücktheit von Lubowitz in den Wirbel des »großen Karuffells, das sie Staatswirtschaft nennen«, gerissen - mehr Aktenstaub als Blütenstaub in der kleinen Dichtung eingefangen haben könnte. Fouqué antwortete mit warmer Bewunderung für das »lieblich blühende und glühende Novellenmärchen«, das in einem ersten zarten Aufleuchten die Farbigkeit der Eichendorffschen Welt offenbart: einer Welt, die aus Traum und Abenteuer, Einfalt und Verwirrung, Verwandlung und Entschleierung zu bunter Harmonie verwoben ist.

Tatsächlich ist das Werk, wie Eichendorff in seinem Brief an Fouqué bestätigt, eine »Flucht in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich« und zugleich eine Offenbarung seiner Sehnsucht nach »jener altgewohnten Abgeschlossenheit und Unbeflecktheit von den alltäglichen Welthändeln, wo von dem großen Strom des Lebens nur das ferne Rauschen vernehmbar ist, das uns so wunderbar in die Tiefe verfenkt«.

In zart gebrochenen Farben erseht im Eingang des Werkes der dämmernde italienische Sommerabend, in den der junge Edelmann Florio mit Fortunato hineinreitet. Das warnende »Hütet Euch!« des älteren Reifegefährten wirft einen ersten flüchtigen Schatten über die arglose Traumbefangenheit des jungen Florio. Doch die rasch gefaßte Liebe zu Bianka und die aufflackernde Freudigkeit eines munteren Festes werden erneut gedämpft durch das Erscheinen des wüsten Ritters Donati. Beim nächtlichen Umherirren erblickt Florio an einem Weiher ein marmornes Venusbild, unter deren Blick sich das liebliche Bild Biankas wunderbar verwandelt. Bei einem Ritt in die Landschaft in einem zauberhaften, unter dem Schleier der mittäglichen Schwüle dahinträumenden Lustgarten begegnet Florio einer Frau, die die Züge der marmornen Venus trägt. Bei einem abendlichen Fest erscheint ihm in rätselhafter Doppelgestalt Biankas Bild einmal als das des zierlichen, arglosen Mädchens, dann wiederum mit der fremdartigen Schönheit der geheimnisvollen Frau ausgestattet. Bald führt der düstere Donati ihn im Abenddämmer in das Schloß der betörenden Fremden, da ertönt durch den stillen Garten, von Fortunatos Stimme gesungen, ein altes, frommes Lied; unter seinen Klängen vergeht das Bild der schönen Frau »gleich einer versinkenden Abendröte«, hinter dem davonstürmenden Florio, der vor den Toren der stillen, mondbeschienenen Stadt aus Verwirrung und Taumel erwacht.

Florio, befreit, erfährt die Deutung seines wunderbaren Erlebnisses: in Fortunatos Erzählung von der »schönen Heidengöttin«. Wie Fortunatos Lied ihn in der Nacht aus Wirnis und Gefahr erlöste, so befreit nun Florio sich selbst in einem frommen Gefang.

Das uralte Motiv der wiedererstandenen heidnischen Gottheit bot wie kaum ein anderes Raum für Eichendorffs meisterhafte Kunst der Zwielftschilderung. Im Wechsel feinschattierter Beleuchtungen erstehen die beiden gegensätzlichen Welten: in zauberhaftem Mondlicht oder betäubender Mittagsglut die geheimnisvoll und sinnbetörend aufsteigende antik-heidnische - im klaren Tageslicht die heitere, fromm-gläubige des christlichen Mittelalters, beide im dämmerigen Fließen der Übergangsstimmungen harmonisch ineinander spielend. Wenn Eichendorff später dem wandernden Taugenichts noch einmal das Bild der Frau Venus erstehen läßt, so liegt darüber nichts von dem schattenhaften Grauen seiner ersten Novelle: Für den Taugenichts, der in unbeirrter Heiterkeit dem mondbeschienenen Rom zutreibt, erwächst aus dem zaubervollen Geheimnis keine Anfechtung. Im »Marmorbild« aber webt sich aus dem Dämonischen der Stimmung und dem Zwielft der Seelen ein Bild von hintergründiger Tiefe. Über die dunklen Gewalten erringt jedoch die hell verklärte Diesseitigkeit den Sieg, inbrünstig erfleht in Florios Gebet: »Herr Gott, laß mich nicht verlorengehen in der Welt!« Fortunatos Lied ist das gewinnende Zauberverwort, und in einem Bekenntnis zur Macht des wahren Dichters klingt das Werk aus: »Die Kunst, die ohne Stolz und Frevel, bespricht und bändigt die wilden Erdgeister, die aus der Tiefe nach uns langen.« N.

und besuchte mich ~~am~~ in und einem Gefängniß, erließ er, allen alten Wä-
geln, bezirten und Lenden sind von ansehnlich in Freiheit gesetzt. Dann
kam Tom Lanta in der Dille angriffen, wie lange habe ich da die
hohen blauen Berge süßsüßig betrachtet, wenn die Kräfte, wie in
zähligen Dörfern durch meinen Garten ging und von der von
Landschaften Lanta verlornt sang und von großer Erinnerung dieser Zeit.
Die Lanta war über den besten Worten in diese Gedanken verfallen.
Sahst du wohl einmal, sagte er, gestand aber ich von Schlaf von
dem zähligen Dörfern gesicht der Lanta sein die die Jugend
in einem Berg finis verlornt und Tom Lanta nach Zurückgekehrt ist?
Lanta sprach: —

Alsbald nach dem ich weiter und Lanta Worten die Lanta nachher
sollte, konnte ich mich nicht weiter Lanta nicht befragen; denn sie waren so aben-
dahl zu Tom Lanta, unvermerkt Tom Lanta der Dörfern folgen,
an einem nicht gewinen Platz gekommen, auch Lanta sich im freistehenden
Lanta die von Musik, Lanta gelben Dörfern und Dörfern
in dem Lanta Abendessen ^{glücklichen} Lanta für mich für brachte. — Sie ist
gut gewesen, sagt die Lanta Lanta die von Lanta Lanta, auch Lanta die
Lanta, und Lanta war es Lanta in dem Lanta verfahren.

Alsbald folgte einem Lanta übergab sie Lanta Tom Lanta mit Lanta
Lanta die Lanta Mangel ^{an} Lanta Lanta Lanta Lanta
~~Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta~~
Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta
auch die Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta
Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta
Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta
Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta
Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta Lanta



DAS WITWENHAUS
AM LUDWIGSPLATZ
AUFNAHME: ARCHIV

SAGAN

Vor einigen Jahren erschien aus der Feder der aus Schlesien gebürtigen Schriftstellerin Traud Gravenhorst ein kleines Novellenbuch unter dem Titel »Die Reise nach Sagan«. Dieses Büchlein, das zwei Novellen umschließt, hat seinen Weg gefunden weit über die Grenzen Schlesiens hinaus und hat den Begriff des Schlosses Sagan und seiner jungen Herrin, der Herzogin Dorothea von Talleyrand-Perigord, in weite Kreise getragen. Viele Leser dieses Novellenbuches werden sich in ihrer Phantasie ein Bild des Schlosses und seiner Herrin gemacht haben. Vor ihrem geistigen Auge wird eines jener schlesischen Schlösser stehen, von denen sie irgendwie haben erzählen hören. Manchem wird vielleicht der Wunsch gekommen sein, einmal die Wirklichkeit dieses Schlosses zu sehen. So können wir es uns vorstellen, daß das kleine Buch dem unbekanntem Schlesien einen Dienst erwiesen hat, wenn es Besucher aus anderen Gauen Deutschlands anregte, die Stätte dieser Novelle einmal aufzufuchen.

Aber auch vielen Schlesiern selbst ist ja Sagan noch immer nichts weiter als der Namensbegriff einer D-Zug-Station. Man braucht nur einmal beim flüchtigen Halten auf dieser Station einige Worte zu erhaschen. »Die nächste Station ist Liegnitz, also noch 1½ Stunden bis Breslau«. Das Ziel haben die vielgeschäftigen Reisenden vor Augen, für die Schönheiten und Überraschungen, die am Wege liegen, haben sie weder Zeit noch Sinn. In manchem steigt vielleicht der Wunsch auf, einmal frei von der Bindung der Zeit reisen zu können und die versteckten Schönheiten einer Landschaft in sich aufzunehmen. Die Gegenwart mit ihren durch den Krieg bedingten Einschränkungen weiter Reisen ist vielleicht gerade deshalb doppelt dazu angetan, die unbekanntem Sehenswürdigkeiten des Heimatgaaes aufzufuchen, und so wollen wir heute eine Reise nach Sagan antreten, um einmal losgelöst von den Dingen des Alltags offenen Auges und mit Blicken in die Gegenwart und in die Vergangenheit diese kleine Stadt am Rande der niederschlesischen Heide und das Schloß zu besuchen, das das überragende Wahrzeichen dieser Stadt ist, und das in der Tat eine der großen Überraschungen des an Schätzen alter Kultur so reichen Schlesienslandes bedeutet.

Ein Schild am Bahnhofplatz trägt die Inschrift: Fußweg nach der Stadt. Den benutze man und nicht die breite Fahrstraße. An der schönen Boberaue entlang führt er dahin, und plötzlich taucht an einem aufgestauten Wassergraben eines der eigenartigsten Stadtbilder vor uns auf: Alte Bürgerhäuser mit winzigen Gärten ragen über dem Wasser, steile Treppen führen hinab zu den Handkähnen, die vor jedem Hause festgemacht sind. Dann geht es über eine hochgewölbte Brücke, und wir befinden uns mitten im Herzen der alten schlesischen Stadt: auf ihrem Ring. Wir erfreuen uns an den schöngezierten Portalen seiner Häuser, die eine Blütezeit des Landes einst schuf, und lesen mancherlei Inschriften, die auf die Vergänglichkeit des Lebens Bezug haben. Schon am Markte fallen uns wappengezierte Ladenschilder auf mit der Inschrift »Herzoglicher Hoflieferant«, und schließlich stehen wir an der Mauer eines langgestreckten schlichten Gebäudes im klassizistischen Stile mit der gußeisernen Inschrift »Herzoglicher Marstall«. Einige Schritte weiter ragt über einem tiefen Grasgraben der wichtige Bau des Saganer Schlosses auf, zu dem eine steinerne Brücke hinüberführt. Wenn wir an dem mächtigen Bauwerk entlangblicken, mit seinen massigen Quadern, die aus dem tiefen Wiefengrunde herauszuwachsen scheinen, mit seinen regelmäßigen Fensterreihen und den schönen, kräftigen Umrahmungen und mit den vielen merkwürdigen, fragenhaften Masken, die als Schlüsselsteine über den Fenstern und als Knotenpunkte der Gesimse über den Wandstreifen angebracht sind, dann haben wir das Gefühl: Hier hat ein mächtiger Wille geherrscht, und ein Gewaltiger hat diesen Bau zu errichten befohlen.

Da wir in die wohlgepflegten Flure dieses Schlosses eintreten, lassen wir uns erzählen, daß hier einst ein anderer mittelalterlicher Bau mit Mauern und Bastionen, mit Wällen und Türmen gestanden hat. Das war die Residenz des wilden Herzogs Hans von Sagan, den die Nachwelt und der Volksmund bis heute nur nach seinen grausamen Härten beurteilt, der aber eine Vollnatur war, gewachsen aus heimatlicher Erde. Er unterlag dem ungleichen Kampfe gegen Matthias Corvin und ist 1504 in der Fremde und im Elend gestorben. Eineinhalb Jahrhunderte gehen ins Land, da erhält wiederum ein

Mächtiger Sagan als Herzogtum zu Lehn, als Lohn und Bezahlung für Kriegsdienste: Albrecht von Wallenstein. Er läßt das alte Haus abreißen und 1627, unter Leitung eines italienischen Baumeisters, neu aufbauen. Um ein besseres Schußfeld zu haben, oder, wie die Zeitgenossen sagten, um eine bessere Aussicht zu gewinnen, ließ der Fürst rücksichtslos 75 Bürgerhäuser niederreißen. Der Bau war aus den Grundmauern bis zum ersten Stockwerk gewachsen, als ein Mächtigerer Einhalt gebot: 1634 wird Wallenstein ermordet, er hat sein Herzogtum trotz aller Härten gut verwaltet. Den großen deutschen Astronomen Kepler zog er an seinen Saganer Herzogshof und sorgte dafür, daß er in jeder Hinsicht gefördert und in seinen Arbeiten geschützt wurde.

Auf den gewaltigen Kriegsmann folgt als Schloßbesitzer des Kaisers glänzender Diplomat: Fürst Wenzel von Lobkowitz. Auch ihn ereilt, wie seinen Vorgänger, ein düsteres Geschick, er schien sich mit der französischen Politik zu nahe eingelassen zu haben, wurde auf ewige Zeiten vom Wiener Hofe verbannt und durfte sein Gut in Böhmen nie mehr verlassen. Erst sein Sohn, Ferdinand von Lobkowitz, führte den Saganer Schloßbau zu Ende, und noch zwei Generationen dieser alten österreichischen Familie residierten als Herzöge in Sagan. Indessen hatte Schlesiens einen neuen Landesherrn bekommen: König Friedrich von Preußen. In den letzten Jahren seiner Regierung starb auch zu Sagan der Lehnsinhaber, wieder ein Ferdinand Lobkowitz, und hinterließ einen minderjährigen Sohn. Des greisen Königs lebhafter Wunsch war es, das Herzogtum Sagan dem Manne zukommen zu lassen, der von seiner Herrscherin, der Zarin von Rußland, seines Herzogtums Kurland verlustig erklärt und vertrieben worden war. Im Sterbepfand des großen Königs geht Sagan mit Herrschaft und Schloß in den Besitz Peter von Kurlands über und wird vom König von Preußen aus einem Mannlehen in ein fogenanntes Kunkellehen verwandelt, also in ein Lehen, das auch Frauen erhalten können. Das tat der große König mit Rücksicht auf das Fehlen männlicher Erben Peter von Kurlands; denn der hatte nur vier schöne Töchter, und eine dieser Töchter, Dorothea, war im 19. Jahrhundert die Hüterin dieses großen Besitzes und der gute Hausgeist dieses Schlosses, so wie wir es in seiner heutigen Gestalt sehen. Ihrem Vater, dem Herzog Peter von Kurland, verdankt Sagan eine Reihe der schönsten und reizvollsten Baudenkmäler: Das stattliche Witwenhaus am Ludwigsplatz und von dem schlesischen Baumeister an der Kriegs- und Domänenkammer in Glogau, Christian Valentin Schultze, ein feines Kavalierrhaus im Park und vor allen Dingen eine entzückende Orangerie, ein massives, langgestrecktes Gewächshaus für südliche Pflanzen am Ufer des Bobers. Peter von Kurland war es auch, der den Schloßgarten zu einem Park im englischen Stile umzugestalten begann, und seine kunstsinige Tochter Dorothea vollendete, mit Hilfe des berühmten schlesischen Parkgestalters Fürsten Hermann Pückler, das, was er und seine älteren Töchter angefangen hatten.

Eigenartig ist das Schicksal der Herzogin Dorothea. Wider ihren Willen wurde sie an den Neffen von Napoleons berühmten Kanzler Talleyrand verheiratet, bald aber trennten sich die Ehegatten, und die junge Herzogin begleitete den berühmten Oheim auf seinen diplomatischen Reisen. Hatte sie schon im Jahre 1813 an dem Zustandekommen des Bündnisses zwischen Preußen und Osterreich still mitgewirkt, so war sie der gesellschaftliche Mittelpunkt des Wiener Kongresses und hat mit ihren schönen Schwestern in jenen Zeiten des diplomatischen Spieles so manchmal hinter der offenen Szene mit geschickter Hand geholfen, wo es galt, Schwierigkeiten zu überwinden.

Diese Frau hat Schloß Sagan ausgestattet und alles an Erinnerungen der großen diplomatischen Zeit ebenso getreulich aufbewahrt, wie sie die Andenken an ihren großen Freundeskreis liebevoll sammelte. Diese großartige Fülle der Erinnerungen ist es, die Schloß Sagan so außerordentlich anziehend macht. Da ist der Gefandtensaal mit

Geschenken des Kaiserlich-russischen Hofes und mit den Bildern der großen Gönnerinnen des Hauses Biron, dem Peter von Kurland entstammt. Da finden wir eine Bibliothek und eine berühmte Sammlung von Briefen: Napoleon an seine erste Gattin, die Bürgerin Josephine, Goethebriefe, Briefe von Wilhelm und Alexander von Humboldt und aller Größen dieser Zeit liegen dort vereint. Unter den vielen Schriftstücken befindet sich das Original des Deutschen Freiheitsliedes von Nicolaus Becker: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.« Der rote Saal des Schlosses birgt ein erlesenes Kunstwerk, den Lautenspieler von Velasquez, und im Familiensaale blickt, von Meister Gérards Hand gemalt, mit kalten Augen und überlegenem Lächeln, Fürst Talleyrand, Herzog von Perigord und Dino, Napoleons großer Kanzler. Er lehnt die Hand lässig auf den Tisch, an dem der Wiener Kongreß unterzeichnet worden war, und jener Tisch steht im Original unter dem Bild. Goethe hat in seiner Betrachtung von Gérards historischem Porträt auch dieses Bild mit höchst bemerkenswerten Ausführungen beschrieben. Von der Gegenwand aber blickt die Herzogin Dorothea zu ihrem Oheim hinüber. Die herzogliche Schloßherrin des 19. Jahrhunderts hat dem großen Erbauer Albrecht von Wallenstein ein Erinnerungszimmer eingerichtet mit den Bildnissen der großen Spieler und Gegenspieler aus dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges. Wie von den Wänden dieses Raumes gefürchtete Soldaten, ränkevolle Diplomaten und unverfönlliche Gegner sich anblicken, so stehen sich in einem der nächsten großen Säle erlesene kleine Bildwerke aus Bronze gegenüber, die große Geister und Politiker Frankreichs darstellen: Unter ihnen der leidenschaftliche Mirabeau, der still einhererschreitende Rousseau und der sarkastische Freund des großen Preußenkönigs, Voltaire. Was gibt es nicht alles noch zu sehen in diesem eigenartigen Schlosse, in dem sich die Kulturen dreier europäischer Staaten aus dem 18. und 19. Jahrhundert treffen: Hier ein Geschenk des Berliner Hofes in Gestalt einer Spieluhr aus Mahagoniholz, auf der unter einem Säulentempel die anmutige Doppelfigur der Prinzessinnen Luise und Friederike steht, dort eine kleine Statuette des kranken, alten Talleyrand aus der Zeit, da ihn die Nichte in Valancy pflegte - köstliche Sammlungen sächsischen, preußischen und französischen Porzellans oder die alten Galauniformen des Herzogs Peter von Kurland und die unwahrscheinlich engen und zarten Kleider der Herzogin Dorothea.

Die ganze Heiterkeit der schönen Repräsentation der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts aber spiegelt sich im Blauen Saale wider. Ihm benachbart liegt ein kleines, intimes Hoftheater, das nur 20 bis 30 Sitzplätze enthält. Längst sind die Zeiten vorüber, da die Nachfolger jener bedeutenden Frau, Pariser Aristokraten, hier im fernen Sagan Hof hielten. Es ist still geworden in der kleinen schlesischen Stadt, und das Schloß träumt den Erinnerungen vergangener Zeiten nach. Der alte Park ist der Öffentlichkeit seit langen Jahrzehnten zugänglich gemacht und wird gepflegt, soweit dies die Wirtschaftslage der Gegenwart gestattet. Die treuen schlesischen Verwalter des großen Besitzes aber hüten die stille Schönheit der Räume mit gewissenhafter Liebe, und selten findet man in einem Schlosse eine taktvollere und feinsinnigere Führerin wie die lebenswürdige jugendliche Kastellanin von Sagan.

BILD RECHTS: DER TISCH, AN DEM DIE WIENER KONGRESS- AKTE (1815) UNTERZEICHNET WURDE. AUFN.: ARCHIV





AUFN.: KARL FRANZ KLOSE



HOLTEI ENTDECKT OBERNIGK

V O N W E R N E R S T E I N B E R G

Die anmutigsten Wälder
wecheln mit lachenden Saaten
und das ganze Dorf
gleichet einem Obstgarten.

Ehe Holtei diese Worte in dem »Obernigker Boten«, den er selbst herausgab, schrieb, mußte er eine Wandlung durchmachen, denn er ging nicht gern nach Obernigk! Er wäre viel lieber in der schönen Stadt Breslau geblieben, deren Theater er sich leidenschaftlich verschrieben hatte. Aber gerade diese Leidenschaft zum Schauspiel zwang ihn zu der Entdeckung Obernigks, wie die Sehnucht des Kolumbus nach Indien ihn Amerika entdecken ließ, absichtslos, vielleicht zunächst sogar mit einer gewissen Enttäuschung, schließlich jedoch mit einer glückhaften Erfüllung.

Schon mit fünfzehn Jahren war Holtei dem Theater verfallen. Im Winter des Jahres 1813 aber verstrickte er sich in eine zerstörende Liebelei zu einer jungen Schauspielerin. Sie ergriff ihn so sehr, daß er um »Natalies« willen sich vier Wochen lang auf dem Maria-Magdalenen-Gymnasium nicht sehen ließ. Die entrüstete und empörte Lehrerschaft drohte, ihn von der Schule gänzlich zu verweisen. Mit ernsten Gesichtern trat der Familienrat zusammen. Man plante, Holtei als »Eleven der Landwirtschaft« nach Obernigk zu verbannen. Er entsetzte sich darüber - ein kleines Dorf, wenige Bewohner und kein Theater! Und darum zeigte er zerknirschte Reue und gelobte Besserung, daß sich schließlich die Verwandten nach Verhandlungen mit dem Kollegium entschlossen, die Strafe zurückzunehmen und alles beim alten blieb.

Es blieb beim alten! Denn auch Holtei änderte sich nicht im geringsten. Er verfaßte eine »flora silesiaca« - ein Gedicht, darin er die Breslauer Schauspielerinnen mit Blumen verglich. Und da es nun ja einmal verschiedene Blumen gibt, fühlten sich die Beteiligten nicht gerade geehrt und geschmeichelt. Die Behörde, die durch einen Vertrauensbruch Kenntnis von der Angelegenheit bekommen hatte, beschloß, als Rächerin der Damen energisch auf-

zutreten. Nun aber bekam es der junge Holtei, dem die Summe seiner Sünden doch zu groß erschien, als daß er sie noch rechtfertigen könnte, mit der Angst zu tun. Er beschloß hastig, den früheren Vorschlag, in der Landwirtschaft tätig zu sein, aufzunehmen. Aus einem früheren, zweitägigen Aufenthalt kannte er das Dörflein bereits. Ein Gutbesitzer, Schaubert, war bereit, ihn aufzunehmen. Die Flucht aus Breslau nach Obernigk fand noch vor der Ernte, im Juli, statt.

Die Kenntnis von dem Verlauf der nun folgenden drei Vierteljahre erhalten wir aus seinem Buch »Vierzig Jahre«. Die breite, behagliche Schilderung jener Zeit verrät, daß Holtei sich in Obernigk überaus wohlgeföhlt haben muß. Wie stimmungsvoll erzählt er etwa von dem Obernigker Schloß. »Ein langer Bogengang wilden Weines, dessen spätherbstliche Blätter schon haufenweise abfielen, führt zum sogenannten Schloß, einem uralten, nicht ohne Zierlichkeit und Symmetrie gänzlich von Holz aufgeführten Gebäude. In seinem großen Hausflur kam uns eine Schar der niedlichen kleinen Dachshunde von reinster Zucht kläffend entgegen, an den Querbalken, um die Weizenkränze herum, hing alles voll Wild, Rehe, Hasen und unzählige Vögel, als Drosseln jeder Art, Amseln und bunte Kernbeißer.« Der Gutsherr selbst behandelte ihn voller Wohlwollen - er verhielt sich zu ihm wie zu einem nahen Verwandten und nicht wie zu einem ihm Untergebenen. So konnte Holtei der Vogelstellerei in Gemeinschaft mit dem Förster in Leidenschaft nachgehen. Er erinnert sich des Fanges der seltenen »türkischen Nuthacker« und plaudert gern vom Legen eines Dohnenstrichs und einem Dohnengang im Herbst, vorbei am »Hedwigs-teich«. Und die »ambrosischen« Obernigker Pflaumen fühlt er nach Jahren wohl noch auf der Zunge!

Das Idyll wurde jedoch dann durch die Landung Napoleon Bonapartes in Frankreich unterbrochen. War er 1813 zum Kriegsdienst noch zu jung gewesen, so trieb ihn jetzt seine Sehnucht nach Erlebnissen zu den Waffen, und er verließ mit anderen Freiwilligen das Dorf, nachdem sie in einem Demonstrationzug Napoleons Bild am »Hechtteich« verbrannt hatten.

Im Spätherbst 1815 kehrte er nach Breslau zurück - das Reservebataillon hatte an den Kampfhandlungen nicht teilgenommen. 1817 jedoch beginnen die Beziehungen zu Obernigh wieder reger zu werden. Als ein Mangel war ihm dort immer die Weltabgeschlossenheit erschienen - aber jetzt hatte die Geselligkeit zugenommen, Obernigh war durch vielfachen Zuzug zu einer kleinen Stadt geworden. Und nun entschloß sich Holtei, Obernigh zu seinem ständigen Wohnsitz zu machen und erwarb das Häuschen eines Engländers für 1000 Taler. »Das Haus ist nicht groß, man könnte es ein Häuschen nennen, ist mit Ziegelsteinen gebaut, hat fünf Stübchen und etliche Kammern. Es gehört ein schöner fruchtbarer Garten dazu mit vielen edlen Obstbäumen und einer schattigen Laube.« Es war ein Traum von »Tauben, Hühnern, Blumen, Obstbäumen, Ziegen und Schafen, idyllischen Dichtungen, Jagd, Vogelfang und Waldeinsamkeiten«. Gelegentlich schwelgte er mit Freunden in geschmuggeltem Wein. Mit ihnen unternahm er Fahrten in die Umgebung in einer Art romantischer Stimmung. Viele Gelegenheitsgedichte entstanden und auch die ersten aufgeführten Theaterstücke, »Königsrinde« und »Farben«. Nun wird der Zusammenhang mit dem Dorf wieder locherer - Holteis Schauspielerpläne erwachen aufs neue, und 1821 verläßt er Obernigh endgültig, nachdem er am 4. Februar 1820 Luise Rogée geheiratet hatte. Die Trauung fand in der »kleinen hölzernen Dorfkirche« statt.

Vielleicht hat er in den folgenden Jahren seiner Wanderung doch immer wieder Sehnsucht nach jener stillen Heimat empfunden.

Immer wieder spricht er davon, daß er auch in der größten Freude die Sehnsucht verspürt habe, nach Obernigh und nach seinem kleinen Haus. Das Dorf, wohin er anfangs mit so großem Widerwillen gegangen war, war ihm nicht die zweite Heimat, sondern die eigentliche Heimat geworden, vielleicht gerade darum, weil er erst bei seinem Dortsein die kleinen, verborgenen Schönheiten zu entdecken vermocht hatte.

Ja, Holtei hatte Obernigh entdeckt! Der Name des Dorfes tritt verschiedentlich in seinen Schriften auf. So in »Der Obernigher Bote«. Es war ein jugendlicher Versuch, mit einem der damals üblichen Kalender die Welt zu gewinnen. Von vornherein stand das Unternehmen auf schwachen Füßen, und schon nach ungefähr anderthalb Jahren ging die Zeitschrift ein. Sympathisch berührt uns der Versuch, »für die durch Hagelschlag verunglückten Obernigher« eine Sammlung in die Wege zu leiten. Eine andere Schrift, »Die Brieftasche des Obernigher Boten«, ist ganz diesem wohlthätigen Zweck gewidmet. Es heißt darin: »Die bösen Schlossen haben uns guten Obernighern wieder den größten Teil der Erndte geraubt, sie sind noch schärfer und verheerender gefallen als vor zwei Jahren«.

1827 feiert er das Dorf in einem Gedicht »Obernigh«. Er beschreibt es darin breit und ausführlich.

». . . Do fäh ich a Kirschberg - do stih a -
Hingen sei Nupperfchberg mit Birken bewachsen, der Blüchert!
Därfel, wie lachst de mihch an und Abend, wie bist de fu sanftel
Sunne, wie färbst de fu blank de Wälder, und Lüffel, wie reene
zihst ihr um Garten und Zaun! - Mei Herze, wie bist de fu glücklich.«

Man darf wohl auch annehmen, daß das in den »Vagabunden« geschilderte Dorf Liebenau mit Obernigh identisch ist. Kleine Hinweise verraten das, so ist etwa: »Das alte Br. mit feinen Türmen«, das in der Nähe »Liebenaus« liegt, nichts anderes als Breslau!

In den »Efelsressern« erklingt ein Lob des Landlebens, das sicher aus der Erfahrung geboren ist, die Holtei in Obernigh gemacht hatte. »Dazu gehört denn ein reinliches, heiteres Dorf in hübscher Gegend, bewohnt von freundlichen, fleißigen, nicht verarmten Inassen, die gleichsam zwischen verwöhnten Städtern und zwischen Hain, Flur und Feld vermitteln.«

So sehr fühlt er sich Obernigh verbunden, daß er noch 1861 - vierzig Jahre nach seinem Abschied! - in Angst um die Friedlichkeit des Dorfes singt:

Mir iss och blussig üm mei Obernigh,
do wölld ich mihch im stillen Pusck verlieren,
do möcht ich lieber kee Gefesse hieren!

So erklärt es sich auch, daß er 1860, als er in die Nähe Obernighs kam, nicht ausstieg, sondern mit dem Zuge durch das Dorf fuhr: Er wollte seinen Traum nicht zerstören. »Bahnhof Obernigh - das gab mir den letzten Stoß, doch es war kein Gnadenstoß.«

Holtei war gewiß keiner der ganz großen Dichter, die uns bis ins Innerste zu erschüttern vermögen. Aber er war ein schlesischer Dichter, dessen gemütvoll und manchmal ein wenig sentimentale Stimme wir nicht missen möchten, der als erster das schlesische Herz befang und seinem Fühlen nachspürte, und der stolz auf sein Schlesiertum war und es zur Geltung bringen wollte. Daß er ein solcher Dichter wurde, verdanken wir sicher nicht zum geringsten Obernigh, dessen Wälder und Felder und dessen Einsamkeit ihn beraufchte und verinnerlichte. Sein Dank war sein Lied auf Obernigh.

Obernigh aber ehrte ihn darum. Es sandte zu seiner Beerdigung am 15. Februar 1880 Äste von den Tannen, die er 1821 geliebt hatte, und es vereinigte bescheiden sein Angedenken, indem es Straßen und Gebäuden seinen Namen verlieh.

Jm besten Freu'n, im allergrüßten Teebfe,
liß sich doch immerzu de Sehnsucht spüren.
Nach wahs?- Nu globt mersch, oder globt mersch nich,
nach meinem kleenen Haus in Obernigh,
samt seinem Schindeldächel, und a Tannen,
die vur der Türe stihn, däm Bissel Gaarten,
däm Taubenschlage und dār grünen Laubel
Wie schilgemol, — du weest's, mei lieber Got,
hab ich geseufzt und seufz' ich hinte noch:
Heem will ich, luste wetter nisch, ack heem!



AUFN.: KARL FRANZ KLOSE





DAS KREUZ IM RIESENENGBIRGE

VON FRIEDRICH BISCHOFF

Um ewig einft zu leben, muß man ſich oft dem Tod ergeben. Caspar David Friedrich

An einem regneriſchen Abend im Hochſommer des Jahres 1810, der den ſchwülen Tag mit den Schlägen ſchwerer Wetter hinter träge ſchwelenden Wolkenſchutt in Nacht und Nebel begrub, hatten zwei Männer, durchnäßt und erſchöpft, nach langem Umherirren endlich Unterſchlupf in einem jener ſchindelgedeckten Baudenhäuser gefunden, wie ſie auch damals ſchon im Rieſengebirge vorhanden waren. Das roh aus Balken aufgeführte, niedrige Haus lehnte ſich an einen Waldhang, der wie eine Kanzel aus dem himmeloffenen Felſengewölbe der ſogenannten Schneegruben vorſprang und außer ein paar Weidegründen für das Vieh nichts bot als den ſteingegründeten Halt für die Hütte und aus ihren kleinen Fenſtern den Blick in eine urzeitliche Einſamkeit.

Die beiden Männer, ſtädtiſche Leute ihrer Kleidung und Ausrüſtung nach, hatten lange Zeit gebraucht, ehe ſie die Baude als Behauſung ſentüſamer Bergbauern erkannt hatten. Und es mochte ihnen beiden ſodann noch immer wie ein Wunder vorgekommen ſein, als ſie, dem Geläut des weidenden Viehs nachgehend, plötzlich das Licht aus dem Nebel wie aus dem Berge hervor aufflackern ſahen und in dieſem flackernden Kienlicht, in der niedrigen Tür, einen weißhaarigen alten Mann, der ſie nach einem argwöhnlichen Blick freundlicher willkommen hieß.

In der damaligen Zeit war es noch nicht landesüblich, die Koppen und Kämme des von altersher als verrufen und unwirtlich angeſehenen Bergzuges zwiſchen Schleſien und Böhmen ohne Wegeſleit aufzuſuchen. Wer es tat, begab ſich mit viel Mühe und Plage auf die Schneekoppe als den höchſten Berg und hatte hernach des Abenteuerlichen genug erfahren, um ſein Lebetag davon erzählen zu können. Um ſo verwunderlicher mußte es deſhalb dem alten Baudner erſcheinen, unverſehens zwei Männer vor ſich zu ſehen, die fernab vom üblichen Wege ſich in die Einödenei des Gebirges ohne Nutz und Frommen vorgewagt hatten. So herrſchte zunächſt

in der engen, vom Herdfeuer durchleuchteten Baudenſtube ein abwartendes Schweigen. Der Alte auf der ungefügten Bank unter dem Herrgottswinkel ſchaute auf die beiden Männer. Und dieſe wiederum, die indessen die regenfeuchten Mäntel auf das Geſtell über dem Herde zum Trocknen aufgehängt hatten, trachteten hier und da mit einem verſtohlenen Blick die trübe ſtichige Luft in der Stube zu durchdringen, um ſich überhaupt erſt einmal zu vergewiſſern, wo ſie denn nun eigentlich angekommen wären.

Da ſtand neben einfachſtem Hauogerät in der dem Tiſch und der Bank gegenüberliegenden Ecke ein ſchmaler Bettſchragen, worin bei näherem Zusehen eine junge Frauenperſon zu liegen ſchien. Das Bettſtroh kniſterte, und machmal dünkte es dem kleineren der beiden Freunde, der trotz behäbiger, faſt zierlicher Rundlichkeit wohl ein wenig das Fürchten auf dem Irrwege gelernt haben mochte, daß hinter dem Bettzipfel ein paar glitzernde Augen neugierig hervorlugten, die entweder grün oder blau, je wie das Feuer gerade flackerte, aufglühten oder erloſchen.

Sein Freund, dem eine blonde Bartkrause um das eigenwillige Kinn bis zu den ſchmalen Schläfen hinaufwuchs und das blaſſe, grobknochige Geſicht mit den tiefliegenden, hellen Augen faſt verbarg, hätte ein Schiffer oder Matroſe ſein können, wenn nicht unterdeſſen, der Kleine, Zierliche ein Geſpräch in Gang gebracht und über Beruf und Herkommen Rede und Antwort geſtanden hätte. So ſtellte ſich alſobald heraus, wobei der Bärtige dem Freunde nur unwillig und mit einem Knurren beipflichtete, daß ſie beide Maler ſeien, Friedrich und Kerſting mit Namen, Maler aus Dresden, und auf einer Fußreiſe durch dieſes ſo jählings Blitz und Hagel ſchleudernde Gebirge begriffen.

Der Kleine lachte. Er tat es mit drollig geſpitztem Mund und ſchaute dabei auf den Freund, als ob er ihn ermuntern wollte, ein gleiches in aller Gemütlichkeit zu tun. Doch Friedrich blieb einſilbig und ſchaute ſchweigend vor ſich hin. Er lehnte an der gebälkten Wand, durch die das ſaufende Rauſchen des Regenſturmes ſcholl. Die Wand kniſterte, und aus der noch roh zuſammengefügten Stubendecke hing

das Heu in Strähnen herab und bewegte sich im warmen Atem des Feuers hin und her.

»Maler?« hatte der Alte wiederholt, so als habe er dieses Wort überhaupt noch nicht gehört. Und: »Aus Dresden? - Nu da!« hatte er nach einer Weile hinzugefügt, indessen er die Suppe vom Herd setzte und zu gemeinsamem Nachtessen in eine große irdene Schale goß. Wo es denn liege, dieses Dresden, hatte er sodann in seiner wurzelig daherstolpernden Mundart weitergefragt. Und dabei war es herausgekommen, daß der Uralte hier oben über aller Zeit zu haufen schien und schier gar nichts davon wußte, was sich in Deutschland derweilen alles zugetragen hatte. Von einem Kaiser Napoleon hatte er nie und nimmer etwas gehört. Auch daß die Preußen vor Jahr und Tag schon die große Schlacht bei Jena gegen ihn verloren hätten, wollte er nicht glauben, da der große Friedrich doch erst vor einer Weile, wie er meinte, die Kaiserin Maria Theresia aus dem schlesischen Lande gejagt habe.

Kersting staunte mit rund geöffneten Augen. Er sah den Alten hin und wieder gehen, vom Tische zum Herde, und dabei seine Sprüche über Zeit und Streit und Ewigkeit dahermurmeln. Er sah sein wettergefurchtes Runzelgesicht, rot vom Feuer angeleuchtet, und dahinter zottelbärtig seinen Schatten hüpfen.

Des Malers ganzes bißchen Vernunft sank zusammen vor dieser Erscheinung, die von der Welt nichts wußte und sie doch auf ihre Art in einem weissen Lächeln zusammenfaßte. Er blickte auf Friedrich, der noch immer schwieg, aber hinter seiner Schifferklaufe ein ähnliches Lächeln wie der Alte verbarg. Ja, ein eigentümliches Einvernehmen schien zwischen dem alten Vater und dem großen blonden Manne zu bestehen, als nun Friedrich mit einer ungelassenen leisen Stimme, mit ein paar Worten nur, die wirre Zeit, aus der sie zu Berge gestiegen waren, aufhob, und dagegen als ein Größeres, das alle Bitternis und Fronschaft überdauere, den Frieden und die angestammte Ordnung dieses über der gärenden Welt hängenden Berghauses setzte. Er sagte es nicht mit diesen Worten, es lag mehr in seiner Geste, welche die wenigen Sätze bildsam formte. Doch schon, während er zu sprechen anhub, war der Alte, die Hand am Ohre, näher herantreten und schaute ihn blinzeln mit wässrig blinkenden Augen an. Ein Zeisig war ihm vom Gebälk her zwitschernd auf die Schulter geflogen und von dort Friedrich zutraulich auf die ausgestreckte Hand. Hin und her flatterte der Vogel, als wolle er den Alten und den Jüngeren freundlich zueinander hinlenken. Doch da kam unversehens ein leises, scheues Lachen von dem Schragen herüber und hinter dem Bettzipfel hervor, und der Vogel schlüpfte von Friedrichs Hand davon, und sein Schwirren und Flügelschlagen unter der niederen Decke schien mit dem stillen Lachen eines zu sein. Draußen fuhr der Wind gegen die Tür, und der Alte hob die Hand, als könnte er ihn verfeuchen. Doch das mochte nur dem Maler Kersting so vorkommen, der es überdies nun auch noch auf dem Heuboden rascheln und ächzen hörte.

Kersting war naturfreudigen und empfindsamen Gemütes, aber mit dergleichen, wie es in dieser ärmlichen Sennestube sich begab, hatte er sich vor seiner Staffelei noch niemals zu befassen gehabt. So schaute er erschrocken hinauf und dann wieder zu dem Bett hinüber, in dem nun das blasse Gesicht eines vielleicht fünfzehnjährigen Mädchens, angetan mit einem groben, zerchliffenen Hemde, sichtbar wurde.

Der Alte, der den Blick des Malers wahrgenommen hatte, bedeutete ihm, daß da oben das Mannsvolk schlafe, die Melkknechte, die zu der großen Baude im Tale unten gehörten und hier oben im Sommer das Vieh zu besorgen hätten. »Ich - bin der Wächter übers Ganze«, fuhr er fort, »und die da drüben, das Mädle, das ist das, was mir geblieben ist, ein Tochterkind. Die andern alle hat's schon unter die Erde geholt. Nu ja, das Leben hat halt für uns nicht immer die gleichen Teile, kurz oder lang, wie mans nimmt, nimmts einen...«

Er brach ab. Er wandte sich dem Mädchen zu und rief es zärtlich mit Namen, die wie der Regenwind draußen summend und schnurrend aus seinem Zottelbart kamen. Wie Hulle oder Hurfla, so hörte es sich an. Ein Waldruf konnte es sein; der knarrende Laut eines Wipfels, der sich im Traume schüttelt.

Der Zeisig saß auf dem Bettpfosten und äugte auf das Mädchen herab. Friedrich hatte einmal von einem Bilde geträumt, in dem sich ein Irrlicht, des Nachtspuks grünes Flackerflämmchen, über dem schwarz geborstenen Geripp eines erstorbenen Waldbaumes wie seine Seele erhob. Er hatte das Geisterlicht mit Leben begabt gesehen, mit einem nur bei näherem Zuschauen wahrnehmbaren Angesicht, vom Feuerlicht des Haares umflossen und mit blauen, blaffen Augen, aus deren Iris ein goldener Schimmer aufstrahlte.

Was sich ihm nun hier armselig und ausgezehrt aus dem elenden Bettgestell entgegenbog und zutraulich lächelnd aus zwei tiefen Augen unter schweren, bräunlich gefärbten Lidern zu ihm auffah, glaubte er ähnlich schon in dem Bildtraume damals erblickt zu haben. Das grobe graue Hemd machte den abgezehrten Leib in dem trüben Dunst der Stube verschwimmen. Nur dieses schmale, auf den eingefallenen Wangen vom Lungenfieber todesrot betupfte Gesicht neigte sich wie eine auf dünnem Stiel schwankende Seelenflamme zu ihm hin und schaute und konnte sich nicht genug tun darin. Denn da war sonst immer nur, jahrelang schon, nichts vor das Mädchen hingestellt gewesen als die Bretterwand der Stube mit dem kleinen Fenster darin. Und in dem Fenster hatte es in all den Jahren nichts anderes erblickt, als wie vor dem lichten oder trüben Himmel zwei kleine Fichtenspitzen mählich höher und höher wuchsen, bis sie ihm endlich in diesem Frühling mit jungen grünen Wipfeln zärtlich entgegengewinkt hatten.

Davon und noch von vielen anderen Dingen, die es wunderbar erlebt hatte, erzählte das Bergkind ohne Scheu. Und indem es so mit heiferer, öfters von einem Hüfteln unterbrochener Stimme von einer Geschichte in die andere kam, rückte vor Friedrich die Stubenwand auseinander, oder vielmehr diese kleine windumflogene Kammer stand plötzlich als der riesige, von Koppen und Kämmen erfüllte Raum des Gebirges vor seiner Seele und berichtete ihm mit der Stimme dieses der Verklärung schon zugeneigten Bergkinds, wie alles wurde und wuchs.

In den mageren Fichtenspitzen, schwächlich wie dieser Mädchenleib, war das volle grüne Leben aller Wälder ringsum enthalten. Und der Regen, der das Fenster strahlte und von dem das Mädchen so viel zu erzählen wußte wie von den Eisblumen und dem klafferhohen Schnee des Winters, rann in quellenden Tropfen ins Moos. Die Tropfen waren besternt mit winzigen Lichtaugen und schauten auf das Bergkind. Und das Mädchen sagte, wie sie jeden von ihnen, rund und silbern, schon an dem glockenhaft klingenden Laut wiedererkenne. Denn immer kämen sie wieder, ewig jung, ewig alt. Ja, der Großvater meine fogar, das rühre daher, daß die Sonne in dem großen Himmel immer wieder die Erde wie ein Butterfaß austrinke, auf daß nichts vergeudet sei in dieser Welt.

Das Mädchen lachte. Sie nahm ihr goldrotes, vom Feuerlicht umflossenes Haar in beide Hände und zog es in zwei dichten Strähnen unter dem Kinn zusammen. Wie ein Waldweiblein in einer funkelnden Flechtenschute sah es aus.

Kersting hielt den Zeichenblock vor sich hin und strichelte geschwind darauf los. Das Bild war schon fertig, ehe noch der Großvater die Hände über dem Kopf zusammenschlagen konnte; denn so etwas hatte er sein Lebtag lang noch nicht gesehen.

Da war die Stube abgemalt und das Bett mit der armen Hulle darin; auch der Großvater mit dem Zeisig auf der Schulter hatte sein Teil abbekommen, und selbst die Tabakspfeife in seiner Wurzelhand fehlte nicht.



„EINSAMER BAUM“ (BERLIN, NATIONALGALERIE)

CASPAR DAVID FRIEDRICH

Wunderlich war es dem Alten zumute, jedem Strich ging er mit dem schweren, gichtig verkrümmten Zeigefinger nach, während das Mädchen leise den Maler Friedrich fragte, ob es in Wirklichkeit so mager und so häßlich sei wie auf seines Freundes Zeichenblatt.

»Nein!« sagte Friedrich, »Du bist anders.«

Und dann war eine lange Stille, die der Zeifig schnabelwehend aus dem Gebälk zu picken schien, indessen der brave Kersting, der ein wenig rot geworden war, schnell noch ein bißchen an dem Mädchen- gesicht herumzeichnete.

Zu den großen Augen, die gut getroffen waren, kam nun noch ein Krönlein ins Haar, aus Bergblumen geflochten, und das schien dem Mädchen in seinem raschelnden Strohbett schon um vieles besser zu gefallen. Aufatmend legte es das Blatt auf die schmale Brust und machte glücklich lächelnd die Augen zu.

Der Großvater rutschte vorsichtig auf seinem Schemel hin und her, schaute die beiden Männer an und hob den Zeigefinger an den Mund. »'s ist Schlafenszeit«, sagte er leise, wenn auch seinem Runzel- gesicht anzumerken war, daß er es noch lange bei solcher Zauberei ausgehalten hätte.

Friedrich hatte sich erhoben und war auf den Zehenspitzen zur Tür gegangen, die auf den kleinen Vorflur, wo es nach Käse roch und die Milchgelten hingen, hinausführte. Dort fanden ihn Kersting und der Alte, der mit dem Kienlicht hinterhergehumpelt war.

Um das Haus lief der Wind, genau so, wie ihn das Mädchen geschildert hatte. Die drei standen zusammen und hörten ihm noch eine Weile zu. Ungestüm kam er aus den Wäldern herauf und warf sich laugend in des Nebels kalte Umarmung.

Noch oben auf dem Boden im warmen Heu hörten ihn Kersting und Friedrich, jeder auf seine Weise, zwischen den Schlünden der Schneegruben hin- und herfahren und manchmal unten an das kleine Fenster klopfen, dahinter das Hullekind schlief.

*

Was sich in den nächsten Tagen in der kleinen Baude begab, mag den Maler Caspar David Friedrich in seinem Glauben nur noch bestärkt haben, hier und nirgend anders dem Geheimnis nahe zu sein, das er um seiner Kunst willen in diesem einsamen wald- verdunkelten Gebirge zu suchen sich unterfangen. Es ist immer dort, das Geheimnis, wo das Stille, das Einfache geduldig gewillt

ist, seinen Frieden mit der Welt auszumachen. Aus einer Bergfichte, die ihr karges Leben dem Stein abringt, schaut es ebenso hervor wie aus dem großen, klaren Himmel, der vielleicht nichts als ein kleines Fenster braucht, um sich in seiner Unendlichkeit noch wunderbarer darzutun.

Friedrich saß oft an diesem kleinen Fenster neben dem Strohbett, obgleich das Licht der Sonne draußen die Waldtäler wie goldgrüne Brunnen verlockend auffunkeln ließ. Er hatte eine große abenteuerliche Wanderreise durch das weite Gebirge machen wollen und war hiergeblieben in dieser Stille, wie es sich gefügt hatte, nachdem er anderen Tages gespürt, daß ihrer beider Ankunft einen letzten Schimmer von Glück über das langsam erlöschende Leben des Bergkindes gehaucht hatte. Nun saß er viele Stunden lang bei der kleinen Hülle. Mit halbgeschlossenen Augen und sinnend vornübergebückt, wie es seine Art war, saß er an ihrem Bett und lauschte ihren Geschichten.

Kersting streifte derweilen umher und mühte sich, die Wirklichkeit des wilden Gebirges in seiner Zeichenmappe einzufangen. Friedrich nickte dazu und lobte, was der Freund an gelungener Arbeit heimbrachte. Aber ihm war indessen vor den blaffen, goldschimmernden Augen des kranken Kindes aufgegangen, daß alle Wirklichkeit, jedes Ding, erst ganz innen in einer untersten verborgenen Seelenkammer erschaut werden muß, wenn es seine tiefste Wahrheit entfalten soll.

Während das Mädchen von dem Leben der Berge und dem glücklosen eigenen Dasein zufrieden erzählte, nahm er hin und wieder den Silberstift und zeichnete auf, was da um ihn war.

Er ging auf die Wiesen hinaus und sah die Spitzen des Grafes in der Sonne funkeln. Im Geröll vor den Schneegruben nickte eine Blume, das goldblättrige Habichtskraut der Bergweiden. Er zeichnete den zarten Umriss der Blume, und dahinter gingen die Bergstürze in bewegten Linien in den riesigen Himmel hinein. Nicht mehr und nicht weniger tat er, aber das Tochterkind, das immer schwächer und leidender wurde, verstand sein stilles Tun. Ja, es schien, daß, je tiefer der Tod sich in dem Mädchen ausbreitete, um so inniger das Leben aus ihm hervorblickte. Blatt um Blatt, alles, was er mit dem Zeichenstift aufschrieb, sah es mit großen Augen an. Nie hatte die Allerärmste dergleichen gesehen, noch jemals geglaubt, daß es so etwas überhaupt geben könne. Aber nun sah sie es, und das ganze Land, die Berge, die Wälder und der Himmel kamen noch einmal zu ihr wie im allerschönsten Traum. Und so, mit den Traumbildern ihres Freundes in der abgezehrten Hand, schlief sie dann auch eines Tages für immer im letzten Abendsonnenschein ein.

Als der Tod die stille Stube mit dem erlöschenden Licht des Tages verlassen hatte, traten die Knechte unter die Tür und zogen die Kappen ab. Der Großvater löschte das Feuer im Herd, und nur der Zeisig schwirrte hin und her durch die Kammer, als trüge er des Mädchens Seele und suche den Ausgang für sie in die Ewigkeit.

Er ist auch am nächsten Morgen in der ersten Frühe, als Friedrich und Kersting noch einmal von der Toten Abschied nahmen und sich sodann zum Gehen anschlachten, den beiden Freunden noch eine Weile vorangeflogen.

Unten, vor dem kleinen Haus, stand der Alte bei dem ziegenhörnigen Schlitten, auf dem die Verstorbene, der steilen Wege halber, die kein Fuhrwerk duldeten, behutsam zu Tal gebracht werden sollte. Kersting hatte ihr aus Bergranunkeln eine Blumenkrone geflochten, und der alte Großvater starrte sinnend auf die schon halb verwelkten Blumen über der blaffen Stirn.

Die Freunde winkten stumm von der Kehre des Bergpfades noch einmal zurück. Doch da hatten sich schon die Knechte vor das seltsame Totengefährte gespannt und schoben und rückten die leichte schweigsame Fracht langsam den Weg hinab. Die Herdenglocken läuteten herauf, und der im ersten rosigen Schein erglühende Himmel nahm den Glockenklang an und trug ihn flimmernd davon.

Vor den Wanderern flog noch immer der Zeisig. Mit einem süßen, zwitschernden Laut schwirrte er ihnen voran, und als die beiden wortkargen Männer endlich den Gipfel der Veilchenkoppe oberhalb des Hochmoores, darin der Elbfluß entspringt, erreicht hatten, saß er schon im Gefels und pickte nach der veilchenduftenden Flechte, davon der Berg seinen Namen trägt.

Friedrich ging behutsam auf ihn zu. Da breitete er die grün schillernden Flügel und schwang sich lichtwärts hinaus. Nur sein Gefang war noch über dem Nebelgeström der Täler zu hören. Wie eine Himmelsleiter, aus leichten, silbernen Tönen geflochten, stieg und stieg er funkeln in den Himmel hinein.

Die Freunde standen und schauten. Wie Atemzüge des tröstlich aufdämmernden Morgens gingen die nebelumdampften Berggelände unter ihnen in stillen, ruhigen Wellen in das Land hinaus. Weit draußen in der Ferne flossen sie mit den letzten Schatten der sinkenden Nacht zusammen in ein grüngolden flimmerndes Gedünst. Friedrich hatte den Knotenstock an den Fels gelehnt und die Mütze abgenommen. Sein blondes Haar wehte im Wind. Ein wenig vornübergebückt stand er auf dem Gipfel des Berges, von dem der Blick Himmel und Erde gleichermaßen umfing.

Und da, als die Sonne ihr rotes Feuerrad wie ein Phönix empor schlug, wurde in einer einzigen herauführenden Sekunde in ihm mächtig, was er in diesen Tagen des Wunders zwischen Tod und Leben unverlöschlich in sich erfahren hatte.

Das Gebirge, wie geöffnet vom funkelnenden Schlüssel des Lichts, offenbarte sich ihm und wies ihm seine verborgene Gewalt. Aus Nebel, Felsgeweide und Himmelsklarheit wob sich ihm die Schau in die Unendlichkeit der Schöpfung.

Er trat zurück und wandte sich ab, als ertrüge er nicht mehr, was da als Bild für Immerdar in ihm auferstand.

Kersting schaute ihn an und legte ihm den Arm um die Schulter. Eine weiße zerflatternde Nebelwolke kam lautlos und lichtverklärt in gleicher Höhe mit ihnen heran und floß am Gipfel herab.

Friedrich sah sie wie eine schimmernde durchsichtige Erscheinung zu sich herabgeneigt vor dem Kreuz am Gipfel. Genau so sah er sie vor sich in diesem Augenblick, wie sie auf einem Bilde seiner Hand auf uns überkommen ist, welches das Kreuz im Riesengebirge bei Morgenlicht zeigt und nichts anderes darstellen kann, als diesen Blick ins Geheimnis, den er damals getan.

Doch damit verschleiert und zugleich offenbar sei, was ihm geschah, hat der Maler die seelenhaft schimmernde Wolke vor dem gewaltig heraufkommenden Licht des Tages in die Gestalt eines Mädchens verwandelt, in ein Bergkind wohl im weißen Gewand. Zart, nur wie ein Hauch aus dem Atem des Gipfelglühens, steht es vor dem Kreuz und hilft einem Manne den letzten Weg zu sich selbst, hinauf in das Licht, zu finden. Über den Tälern wallt noch der Nebel, das Ungefalte, das in die Irre führen kann oder aber auch zum Heile. Ähnlich, wie es dem Maler Caspar David Friedrich widerfuhr, als er auszog, das Riesengebirge zu erwandern, und es in der Seele eines Kindes fand.

Vorstehender Beitrag und die Kunstdruckbeilage wurden der Zeitschrift »Berlin-Rom-Tokio« entnommen. Wir verweisen hierbei auf die gegenwärtig im Museum der bildenden Künste Breslau stattfindende Ausstellung von Werken Caspar David Friedrichs und Karl Blechens, die wir im nächsten Heft eingehend besprechen werden.

*

Vor 100 Jahren, am 5. Mai 1840, starb der Maler Caspar David Friedrich, dessen Vorfahren aus Schlessien stammten. Sie hatten sich aus Glaubensgründen in Greifswald eine neue Heimat gesucht. Hier wurde der spätere Maler am 5. September 1774 als Sohn eines Seifensieders geboren.



Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebeltal,
Kauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!
Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
Nun, so will ich fröhlich singen!
Hinaus, o Mensch, weit in die Welt,
Bangt Dir das Herz in krankem Mut,
Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen leicht machts wieder gut.

E I C H E N D O R F F





LINKS: EULEDÖRFEL

RECHTS: WILDGRUND

AUFN.: KARL FRANZ KLOSE



IM GROSSEN REMTER DES BRESLAUER RATHAUSES

BRESLAU IM GRENZGAU SCHLESISIEN

VON ALFRED HARTLIEB

Jn ihrer Bedeutung für das Volksganze sind der Grenzgau Schlesiens und seine Hauptstadt Breslau aufeinander angewiesen. Das gilt auch im Rahmen der 1938 und 1939 eingetretenen Veränderungen. Sie haben der deutschen Ostpolitik gewaltige Erfolge und Schlesiens wie Breslau Wiedergutmachungen und verheißungsvolle Möglichkeiten eingebracht. Die Grenzen, die in 60 und 90 Kilometer Entfernung beiderseits der Hauptstadt vorbeizogen und die Provinz zu einer unwirtschaftlichen Sackgasse zusammenschürten, sind gefallen. In staatspolitischer und wirtschaftlicher Beziehung ist das Odergebiet beinahe ein Binnenland geworden. Die volksdeutschen Grenzgebiete sind in das Reich heimgekehrt, zum guten Teil sogar mit der schlesischen Provinz wiedervereinigt, das zerrissene Schwerindustrieregion im schlesischen Osten ist zum ersten Male in seiner Geschichte zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefügt. Zusätzliche Eisenbahnverbindungen, Autobahnprojekte und Kanalarbeiten weiten den Raum und schaffen belebende Beziehungen an der Stelle des vergangenen Totlaufens vor den feindlichen Zollmauern.

Aber: So viele verheißungsvolle Möglichkeiten solche Betrachtungen anzuzeigen vermögen - es sind Möglichkeiten, und Schlesiens muß sich selbst regen, um sie festzuhalten und auszubauen. Sonst wird es zu einer Durchgangslandschaft, die den Austausch zwischen dem deutschen Binnenland und den Geschäftsfreunden im nahen Osten und Südosten, zwischen den schwerindustriellen Produktionsstätten für Kohle und Roheisen in der Beuthener Mulde und den weiterverarbeitenden Industrien der deutschen Mitte und des Westens auf den entwickelten Verkehrsmitteln unserer Zeit größtenteils an sich vorbeirauschen sieht. Es kommt darauf an, diese verhältnismäßig schwach vertretenen Zwischenglieder bei uns aufzubauen.

Diese Aufgabe ist entscheidend für die Schlesiens heute gebotenen Möglichkeiten. Sie hat ihre soziale und ihre volkspolitische Seite.

Ihre soziale insofern, als die Lebens- und Arbeitsbedingungen besonders im schlesischen Osten den Ansprüchen des qualifizierten deutschen Hand- und Kopfarbeiters in der Regel nicht genügen. Sie liegen unter dem Durchschnitt des Reiches. Daher wandern unerfahrene Kräfte aus unserem Grenzland dorthin ab, wo ihnen höherer Lohn, bessere Wohnungen, leichtere Verkehrsverbindungen, höherwertigere Schulen usw. winken. Manchmal übertreibt die Eingünstigkeit hier die Unterschiede. Aber die Vorstellung besteht und wirkt sich ungünstig aus, und in vielem ist sie auch berechtigt. Sie erschwert in entsprechendem Umfang die dringend notwendige Zuwanderung tüchtiger Facharbeiter aus dem inneren Reich.

Eine wirkliche Hebung der Grenzgebiete auf den reichsdeutschen Durchschnitt läßt sich aber - hier schließt sich der Ring - nur erreichen, wenn die Menschen, auf die es ankommt, hier fest-

gehalten oder herbeigezogen werden können. An den geistigen, seelischen, kulturellen Voraussetzungen hierfür muß Schlesiens selbst in erster Linie arbeiten. An den materiellen kann es das nur zum Teil. Das übrige, den Schutz seiner Grenzmarken genießende Reich muß hier helfen.

Damit rühren wir an die volkspolitische Seite. Denn Schlesiens ist volkspolitisch noch immer Grenzland. Es muß sich volkspolitisch wappnen, und dazu bedarf es - vor allem in seiner zwischen Tschechen, Slowaken und Polen gelegenen Ostspitze - der deutschen Menschen, von denen oben gesprochen wurde.

Auf dem Wege in das Reich hinein ist Breslau die erste große Reserve für die Erfüllung dieser Aufgabe. Es stellt ostwärts von Berlin und Dresden die einzige wirklich große deutsche Stadt dar. Breslau ist die einzige Großstadt des schlesischen Raumes, die diesen Namen verdient.

Daß sie die Zentralbehörden, die Universität und zahlreiche große Zentralstellen des Wirtschaftslebens in sich birgt, ist kein Zufall, sondern folgt aus ihrer vielhundertjährigen Bedeutung als Haupt- und Handelsstadt. Sie hat aber - das darf nicht übersehen werden - in den vergangenen Jahrzehnten der Not, die überlieferten Werte und Verpflichtungen nur mühsam wahren können. Sie hat von der Hand in den Mund gelebt. Manche Anstrengungen führten freilich schon über diesen engen Rahmen hinaus: am ein-drucksvollsten die große volksdeutschen Feste, das Sängers- und Turnersfest. Daneben die Messe, manche Unternehmungen der Universität und Technischen Hochschule. Aber es bedarf wohl doch noch mehr, um Breslau seinen Rang wiederzugeben. Es darf nicht zur Durchfahrtsstation werden und sich dem Fremden lediglich mit seinen scheußlich den Bahngleisen zugewandten Fronten präsentieren. Es sollte sich im Ernst der Arbeit wie beim fröhlichen Erholen und in der Weite des Blickes und der Lebensformen dem Binnendeutschen stets als die erste und nicht zu umgehende Stadt Schlesiens, dem Osteuropäer als die erste große Stadt des Reiches vorstellen: vielseitig, großzügig, fauber, schön und reich bewegt von allen Gedanken, Möglichkeiten und Pflichten unserer Zeit.

Breslau allein kann für Schlesiens eine Art Herzkammer sein - die mitten und verständnisvoll in den Heimatgau hineingelagert, ihm auf allen Blutbahnen immer wieder die belebenden Stoffe zuführt, deren er zu seinem Gedeihen bedarf. Die ferne Reichshauptstadt kann diese Mittelstellung nicht ersetzen. Und zu entbehren ist sie auch nicht, wenn der Grenzgau in sich gesund und kräftig sein soll. Denn die kleineren Städte hängen von der großen ab und von den kleineren das Land. Jede Bauern- und Arbeiter-siedlung aber bleibt isoliert - ein volkspolitisches Stückwerk. Nur das Ganze kann nützen - in seinen Teilen organisch verbunden.

DIE WEHRHAFTE STADT

VON HERMANN UHTENWOLDT

Sie waren ein hartes Geschlecht, die Kaufherren, Handwerksmeister und Ackerbürger, die unsere schlesischen Städte bauten. Siebenhundert Jahre sind ins Land gegangen, seit sie den Zug gen Sonnenaufgang antraten, auf dem Neuland im Osten ihre Häuser und Werkstätten schufen und die Stadtluren dem Pflug und der Hütung erschlossen. Wehrhaft waren ihre Städte von Anfang an; denn im Ostland gilt es auf der Wacht zu sein, - das ist ein uraltes Gesetz des Landes an der Oder und zu beiden Seiten der Sudeten; damals aber war der Osten drohender als je, denn aus Innerasien brachen die Mongolen in den Garten des Abendlandes ein, und dem schlesischen Deutschtum war es, ehe es recht seine Wurzeln in den Boden des neuen Landes gefestigt hatte, aufgegeben, Schildwache zu sein für das heilige Reich deutscher Nation. Da war der Bürger ein wehrhafter Mann und der Waffendienst ihm eine ernste und wichtige Pflicht.

Bis dann die Mongolenflut zurückwich und das deutsche Panier breit über den Landen an Pregel und Oder, Elbe und Moldau stand, als der deutsche König in Prag saß und über Breslau gebot und das schlesische Grenzland nun eines der Herzlande des Reiches war, da wurde der Bürger fett und faul. Mit Soldknechten schlugen die Städte, das reiche Breslau allen voran, ihre Fehden, und lässig wachten die Ratsmänner über die Besserung der städtischen Wehr. Die aber tat dringend not; denn eine neue Waffe kam auf, die den Mauern der Städte und ihren Wehrtürmen gefährlicher wurde als Armbrust und Sturmbock: das Feuergeschütz. Da brachte der Hussitensturm ein grausames Erwachen. Denn die Tschechen hatten die schwerfälligen Kanonen der Zeit, die der Schreck der Schlesier wurden, denen es nach einem Chronistenwort zu »grauen« begann, wo sie der Feinde ansichtig wurden. Nur wenige Städte hielten stand, wie Breslau und Neisse, Schweidnitz und Glas, Liegnitz und Görlitz, Lüben und Löwenberg. Um so härter litten die anderen, oft durch eigene Schuld.

Böhmen und Ungarn stritten um das Oderland und die Lausitz, und aus Polen, das damals die schlesischen Fürstentümer, Auschwitz, Neustadt-Zator und Sewer (Siewierz) an sich brachte, brachen zuchtlose Banden in die Grenzgebiete ein. Dazu kamen die Kämpfe im

eigenen Land: das Rittertum stand auf gegen den Pfefferlack, kleine Strauchritter nicht nur, oft auch die Fürsten und die großen Herren, wie die Herzöge von Oppeln, fielen über die Warenzüge der Städte her und plünderten in den Stadtdörfern, ja vergriffen sich auch, wenn die Bürger nicht auf der Hut waren, an den Städten selbst, wie es Oels und Naumburg am Quers erfuhren, die durch Fehderitter in Brand gesteckt wurden. Den Breslauern fing der Schloßherr vom Fürstenstein so lange die Transporte mit Schweidnitzer Bier ab, bis die Zünfte, denen es »wehe tat, Schweidnitzer Bier zu darben«, dem Rat fast den Gehorsam aufgelagt hätten, und die Stadt gezwungen war, den begehrten Trank mit großen Söldnerscharen zu »begleiten« und dem Zugriff des Fürstensteiners zu entziehen.

Das war die Zeit, wo das Bürgertum wieder waffenfreudig wurde. Aus dem wilden 15. Jahrhundert stammen wahrscheinlich die ältesten Schützengilden des schlesischen Landes, wenn die Sage sie auch älter sein läßt und sie auf den ritterlichen Herzog Bolko I., Herrn von Löwenberg, Fürstenstein und Schweidnitz, zurückführt. Da fand mancher verwegene Gefelle aus der schlesischen Ritterchaft den Galgentod, wie der Schwarze Christoph auf Alzenau, den die Goldberger fingen. Trotzig ging er seinen letzten Gang und eingedenk dessen, daß er den Weg als Landesherr im Dienst der Herzogin von Liegnitz begann, als sie mit der Stadt Breslau in Fehde lag, sprach er dabei das Bibelwort: »Verlaßt euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.«

Aber bald fandte der Adel selbst seine Söhne auf die hohen Schulen, wie auf Trozendorfs weitgerühmtes Goldberger Gymnasium, oder auf die angesehenen Breslauer Lateinschulen. Eine neue Welt stieg herauf, deren Bild der absolute Staat geprägt hat. Schlesien und die Lausitz, Böhmen und Mähren und die Lande der Krone Ungarn wuchsen mit Oesterreich zu einem weitgespannten Ordnungsstaat zusammen. Ritter und Bürger rauten sich in Zukunft in wohlgesetzten Denkschriften an die königlichen Oberämter in Breslau und Prag und den Kaiserhof in Wien. Aber die »Exercitien der Schützen« im Zwinger zwischen den Mauern oder im Stadtgraben wurden eifriger gepflegt und von Kaiser und Rat mehr gefördert

denn je, an den Mauern, Toren und Türmen wurde ständig gebessert, hier und da legte sich ein zweiter Mauerring vor den ersten, in vielen Plätzen wurden Bastionen und Türme zur Aufnahme von Geschütz errichtet oder ausgebaut und die Toranlagen zu bedeutenden trauchwehrartigen Anlagen erweitert. Und wenn einer fragte, warum das Schwert im Zeichen der kunstreichen Renaissance und des gelahrten Humanismus nicht rosten durfte und der Bürger trotz des Schutzes des Großstaates wehrhaft blieb, dann mahnte ihn tagtäglich die Türkenglocke daran, daß der Feind des Erzhauses und des Reiches schon einmal vor Wien gestanden hatte und immer noch die Hauptfestungen Ungarns besaß. Wer weiß heute noch darum, daß der Jablunkapaf in den Beskiden, die natürliche Südgrenze Schlesiens, einmal zu den Befestigungen der österreichischen Türkengrenze gehört hat?

Dann kam der Dreißigjährige Krieg. Schweden und Kaiserliche, Kofaken und Mansfelder, Kurlachsen und Brandenburger, - alle lasteten gleich schwer auf dem schlesischen Land, das zu den meistausgeplünderten Gebieten dieser furchtbaren dreißig Jahre gehörte. Habsburgische Unduldsamkeit verschärfte noch die Lasten des Krieges und trieb gerade die Städter zu Hunderten aus dem Lande. Nur Breslau behielt inmitten all der Kriegswirren so etwas wie eine neutrale Stellung und verschloß seine Tore den Kaiserlichen und den Schweden. So gab es keine rechte Wehrpolitik der schlesischen Städte mehr, das Kriegshandwerk trieben jetzt die Heerführer und Söldneroffiziere. Da lagerte sich solch ein Haufe Kaiserlicher oder Schweden oder auch Brandenburger und Sachsen in eine Stadt ein, verstärkte - wohlgemerkt auf Kosten und mit der erzwungenen Hilfe der betroffenen Bürgerschaft - die

Befestigung, schuf Wälle und Verhaue, die als besserer Kugelfang galten als die alten Mauern, verschanzte die Tore und setzte die Stadtgräben unter Wasser, bestückte Stadttürme und Bastionen und brannte auch wohl die Vorstädte ab, um freies Schußfeld zu haben und die Verschanzung eines Angreifers zu hindern. Dann war eine solche schlesische Stadt eine königlich-schwedische oder kurfürstlich-sächsische Festung geworden und hatte die Ehre, von den Truppen ihres allergnädigsten kaiserlichen Oberherrn belagert, beschossen und nach der Erstürmung geplündert zu werden. Doch so schnell gab der Feind »seine« Festung nicht auf, und so rastete er nicht, bis sie zurückerwonnen war und das Spiel auf dem Buckel der Bürgerschaft aufs neue begann.

Der große Krieg war eine Auslesezeit. Damals begann es sich zu entscheiden, welche schlesischen Städte Festungen werden sollten: erst des österreichischen Kaiserhauses, dann seit dem großen Friedrich der Krone Preußens. Die Festung aber war mit ihrem weitausegreifenden kunstvollen System von Wällen und Bastionen, ausgemauerten Gräben und versteckten Kafematten und Gängen ein Werk staatlicher Festungsbaumeister, so wie die Befassung eine erst kaiserliche, dann königliche Garnison war. Das bürgerliche Leben stand im Schatten der militärischen Notwendigkeit. So war es in Glogau und in Brieg, in Neisse und in Glatz, in Schweidnitz und Cosel und trotz seines bleibenden Ranges als Landeshauptstadt oft auch in Breslau.

Und doch lebten die Mauern und Tore, die Zwinger und Wallgräben, die Bastionen und Türme der alten wehrhaften Stadt noch zweihundert Jahre weiter. Längst dienten sie nicht mehr dem Krieg, um so ernstlicher wachten über ihre Erhaltung Steuer und



GLATZ



Polizei. Das hatte seinen guten Grund, denn an den Toren wurden Zölle und direkte Steuern eingehoben. Wohlbehütet fühlte sich der Bürger im Schutz seiner Mauern vor Diebstahl und Brandstiftung und allerlei Schabernack herumziehenden Gesindels, wenn sich abendlich »das Stadttor knarrend« schloß und der Wächter mit Speiß und Laterne seine Runde ging.

Da kam die Zeit der Eisenbahnen und der Maschinen. Ein neuer Lebensrhythmus fetzte hinaus, was alt und morsch war, zerstörte darüber auch vieles, was in der neuen Zeit wohl hätte weiterklingen können an gutem Vätererbe und rechtschaffener verpflichtender Tradition. Da sind fast überall die Tore gefallen, manchmal erst, nachdem mehrere der hohen Frachtwagen, die mit den Kunststraßen aufkamen, darin steckengeblieben waren. Da wurden Mauern niedergebroschen und die Gräben geebnet, da blieb in manchen Orten kaum die Stätte der alten Befestigung erkennbar. Aber doch nur in manchen; denn erfreulich oft nützten die Stadtväter den Abbruch der Befestigung dazu, einen Grünanlagenring rund um die Stadt zu schaffen. Hier und da blieb ein Stück Mauer, dort auch ein Teil der alten Wehrtürme erhalten. Wer wollte den Patzchkauer Torturm in Münsterberg in seiner breiten Behähigkeit missen oder den Schildauer Turm in Hirschberg mit dem einstigen Torkirchlein zur Mutter Anna? Wer wollte Freystadt das malerische Bild rauben, das die alte Stadtmauer mit Crossener Tor und dahinter dem ragenden Bau der Pfarrkirche bietet? Mit Recht ist Pittchen auf seine alten Wehrbauten stolz, und mit gutem Grund werden in Nimptsch die Einfahrten in den Mauerring wieder durch Tortürme markiert.

Zweimal aber ist in Schlesien die Befestigung noch zum großen Teil unverfehrt: in Patzchkau und in Löwenberg. Zwei Städte, die man lieben muß, deren Bild dem ein steter Besitz ist, der sie einmal auf sich wirken ließ, wenn die Sonne dem alten Gemäuer den warmen Ton gibt oder wenn der Mond die Gestalten der Vergangenheit lebendig macht, daß die Bürger wieder mit Panzer und Speiß auf den Wehrgängen Wache stehen, und die Türme und Basteien bestückt sind mit kleinen Kanonen altväterischen Stils.

Hier besitzt Schlesien zwei Stadtbilder von starker Prägekraft, die uns gerade deshalb so lieb sind, weil sie in doppelter, beide Male

anderer Gestalt, das Bild eines bürgerlichen Gemeinwesens der schlesischen Vergangenheit spiegeln. Ragend steht Patzchkaus Silhouette - von seinen Tortürmen und deren Zinnendach der Wehrkirche gegliedert - vor dem blauen Kamm des Reichensteiner Gebirges, indes Löwenberg eines der Muldentäler im Vorlande des Riesengebirges in einer breiten Lagerung ausfüllt. Und während in Patzchkau das Auge von einem Stadttor aus schon das andere sieht, ist Löwenberg in seinem großzügig angelegten wehrhaften Stadtkern ein steingewordenes Zeugnis des Schwunges, mit dem die ersten deutschen Siedler unseres Landes ihr Städte erbauten. Reiche Kaufherren und fleißige Handwerker - Tuchmacher zumal - trugen den Ruhm der Boberstadt ebenso in die deutschen Gauen wie die gelehrten Söhne der Stadt. Dahinter stand ein Bürgertum, dessen behähiger Wohlstand erst zerbrach, als der Glaubensdruck und die Schwedennot des Dreißigjährigen Krieges Kaufherren und Handwerker in die Fremde trieben. Daß uns die Mauern und Weighäuser, Türme und Basteien blieben, das danken wir, so seltsam es klingt, den unruhigen Tagen der Revolution von 1848. Da bekam nämlich der Fürst von Hohenzollern-Hechingen das Regieren satt, trat sein Ländchen an seinen preußischen Vetter ab und hielt fortan in Löwenberg und dem nahen Schloß Holstein seinen Musenhof, an dem Wagner und Berlioz, Lizt und Bülow ihre Werke dirigierten. So verank die Stadt in ein Idyll, als die anderen Fabriken und Eisenbahnen bauten. Als aber der Residenztraum vorbei war, da wußte man wiederum Wege, wie eine Stadt sich verjüngt und streckt und dabei doch das Beste nicht verliert, das ihr von den Vätern überkam.

Denn das ist das Gesetz, das in denen lebt, die in die Vorzeit ihre Wurzeln senken und den Alltag meistern für das Morgen, daß jedes Jahrhundert neue Jahresringe ansetzt im Schicksalweg einer Landschaft.

Auch unsere Städte müssen weiter wachsen und sie wollen, wenn sie die Zeugen der Vergangenheit pflegen, darüber keine Rumpelkammer im Hause der Mutter Schläfing sein. Denn wer den Geist der schlesischen Vergangenheit recht erlebt hat, weiß, daß die Menschen dieses Landes in guten Tagen immer in neuer Gestalt und neuer Bewähung beides gewesen sind: wehrhaft und tätig.



VOLKSDEUTSCHE KUNST

WANDERAUSSTELLUNG 1940

»Die Kattowitzer Künstlergruppe hat in der Zeit der Fremdherrschaft deutsches Denken und Schaffen geschirmt und verteidigt.« - Mit diesem Wort, das der schlesische Landeshauptmann Adams der Wanderschau von fast 200 Werken der deutschen bildenden Künstler aus dem Ostraum zwischen Teschen und Danzig auf den Weg mitgibt, ist Tradition und Aufgabe dieser Aufrechten umrissen. Sie haben sich in diesen 17 Jahren furchtbaren polnischen Terrors als »Kattowitzer Künstlergruppe« zu einer stillen, aber zähen Kampffront zusammengefunden. Der schönste Lohn für ihre Treue war der Erfolg ihrer soeben beendeten Ausstellung »Deutsche Kunst im Ostraum«. Sie fand vom 5. bis 19. Mai in den Räumen der Schlesischen Landesbibliothek in Kattowitz statt und sah zum erstenmal seit der Befreiung nicht nur vielhundert Besucher aus führenden Schichten, sondern vor allem Abertausende von Schwerschaffenden, deutsche Volksgenossen aus Grube und Hütte, vom Lande wie aus den dicht zusammengeballten Industriestädten.

Zwei Eckpfeiler tragen das Schaffen dieser Künstler aus dem befreiten Osten: die Liebe zur Landschaft der rauchenden Schloten und selbst

armeligsten Schlackenhalde und die nicht minder tiefe Verbundenheit mit blauenden Beskidenhängen und fruchtträchtigen Kornauen. Aus der Fülle der Arbeiten seien in diesem Zusammenhange erwähnt: wirksam in seiner Fernschau, in der Farbigkeit zart und überföhnt der »Blick auf Bielitz« von Walter Gebauer aus Niklasdorf bei Bielitz. Das Werk wurde gleich am Eröffnungstage vom Regierungspräsidenten Springorum angekauft. In stimmungswahrem Landschaftszauber steht vor uns die »Bergsiedlung in den Beskiden« von Hans Teschner-Teschen. Unter den Malern des Reichsgaues Warthe tritt Kamil Preis-Litzmannstadt hervor. Er deutet inniges Naturempfinden u. a. in der durchföhnten »Waldlichtung« aus. Eugen Köppler zeigt mit dem kraftvollen »Mäher« eine einprägfame Leistung, Rudolf Kober erweist sich als Industrielandschafter wie als Porträtist. Denken wir etwa an die Weiträumigkeit, die aus dem Bild »Zalener Halde« spricht.

Es ist hochehrfreulich, daß diese Schau in kaum 14 Tagen fast 3000 Besucher zählte und fast ein Viertel der Werke ihre Käufer, namentlich aus Behörden- und Industriekreisen, fanden.

WALTER GEBAUER-NIKLASDORF: BLICK AUF BIELITZ



DAS GOLDENE TOR

V O N I R M A B U N Z E L

Das Mondlicht rieselt an den Konturen der Häuser herab, legt sich als silbernes Band um den schwarzen Samt der Brückenbögen und hängt als leuchtende Tropfen im Gebüsch. Die Nacht hat ihren weiten Mantel über die schlafende Welt gebreitet. Er ist weich und warm, denn er hat all die Wünsche zu hüten, die aus sehnsüchtigen und leiderfüllten Herzen zum Firmament hinaufsteigen. Wie lichte Gedanken Gottes schimmern unzählige Sterne aus feinen Falten hervor. Kühl und rein streicht der Oktoberwind durch die Straßen; er bringt den frischen Salzgeruch der See in die Enge der Häuser.

Es ist still um diese Stunde in Amsterdam, so still, daß man hört, wenn ein Blatt sich vom Baume löst oder wenn ein Vogel sich im Schlafe regt.

Pötzlich aber wird die Stille von den harten Schlägen einer Turmuhr unterbrochen. Und als ob der laute Klang ein Echo wedete in den schlafenden Gassen, mischt sich ein anderer Laut darein. Schlurfende Schritte werden hörbar, hart tacht ein Stock auf den Boden. Die Laute, ungewiß und gespenstisch erst, kommen näher. Und nun biegt es um die Ecke, einem langen Schatten folgt die gebückte Gestalt eines Mannes. Er stützt sich schwer auf den Stock, der zerchliffene Mantel bietet keinen Schutz vor der Kühle der Nacht, so eng ihn der Alte auch um die Glieder schlingen mag. Fufeldunst und Armeleutegeruch bleiben noch eine Weile in der reinen Luft hängen, wenn er vorbegehumpelt ist.

Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, um Atem zu schöpfen, aber bald schuffeln die Füße weiter. Es ist ohne Sinn, zur Nachtzeit draußen herumzustreifen, aber man kann nicht daheim in der kalten Kammer hocken, wo die Mäuse über die kahlen Dielen rascheln und die Not aus allen Ecken grinst, wenn man die Gedanken nicht wehren kann, die unaufhörlich um die Unentrinnbarkeit des Schicksals kreisen. Der Kopf pendelt vornüber, die Hand hackt unruhig in die Luft, das Herz schlägt in harten, wilden Stößen.

Die Schritte werden langsamer, immer öfter bleibt der Alte stehen, aber die Unruhe jagt ihn bald weiter und das verhexte, weiße Licht, das vertraute Dinge so fremd erscheinen läßt. Stehen die Fenster nicht wie blanke Augen in den dunklen Gesichtern der Häuser? Recht sich der Turm der Kirche nicht wie ein Finger drohend zum

Himmel empor? Gähnt nicht an allen Ecken ein schwarzer Abgrund, wo am Tage nur schmutzige Winkel und Torbögen sind? Fremde Welt, voll quälender Rätself, die man nicht lösen kann!

Wie auf der Flucht vor der silbernen Flut des Lichtes, das in Kaschaden auf ihn niederströmt, biegt er in die dunklen Gassen des Ghetto ein. Warmer Brodem schlägt ihm entgegen und fällt wie ein schützender Mantel hinter ihm zusammen. Die Luft ist lau und angefüllt mit tausenderlei Gerüchen; Staub hängt darin und der beißende Dunst alter Kleider, es riecht nach Gewürzen und schwelenden Dochten, nach gedörrtem Fisch und welken Rosenblättern.

Auch hier ist es still, aber es ist eine Stille, die wunderbar lebt. Von all dem Feilschen, Gestikulieren, Schwätzen und Zanken des Tages ist irgendwo ein wirrer Laut hängengeblieben. Die grellen Farben der Kastane, der bunten Tücher und Frauenschleier haben einen verlorenen Schimmer zurückgelassen, der die Schwärze der Dunkelheit aufhellt. In allen Häusern ahnt man Öffnungen, die hinunterführen in geheimnisvolle Gewölbe, angefüllt mit dem Trödel und Kram aus Jahrhunderten. Es ist kein Mensch auf der Gasse, aber es streicht umher wie von langen Gewändern, es hockt gespenstisch auf den Hauschwellen, es schleicht an den Wänden entlang und verschwindet wieder in schmalen Seitengassen, die hineinzuführen scheinen in eine noch tiefere Dunkelheit.

Müde sinkt der Schatten des Laufchens zusammen, eine Weile hockt er still am Boden. Langsamer als vorher tappt er dann weiter, hinaus in breitere Straßen, die das Mondlicht in eine weiße und eine schwarze Hälfte scheidet. Der helle Glanz blendet die Augen, er stolpert über Treppenstufen. Gleichgültig gibt er den zitternden Knien nach und kauert auf einer Vortreppe nieder, der Kopf sinkt auf die Brust, die Beine strecken sich. Aber die Kühle des Bodens läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Zum ersten Male steht er mit hellwachen Sinnen um sich. Da erschrickt er, hierher hätte er nicht kommen sollen!

Er sitzt auf der Schwelle des Hauses, das einst sein eigen war. Scheu blickt er nach oben. Dort war sein Arbeitszimmer, als er noch der große Rembrandt war! Dort oben hat er Glück und Liebe und Ruhm gekostet; hinter diesen Mauern hatte er angelammelt, was die Erde an Köstlichkeiten und Seltsamem bot. Eine fremde Welt

hatte er sich aufgebaut, bunt und schillernd, wie seine schönheits-trunkenen Augen es liebten: Brokatgewänder, einst von Fürsten getragen, seltenes Pelzwerk, winzige Vögel, deren Gefieder den Duft und Glanz der Tropennächte barg und rosa Muscheln, die das Rauschen des Meeres eingefangen hatten.

Dort oben sind seine Bilder entstanden, vielfältig und reich, wie das Leben selbst. Bürger und Bettler, Huren und Heilige, den schmierigen Geldwechsler und den Heiland der Welt, sie alle hat er in der Nacht ihrer Seelen dargestellt, hat sie mit seinem Blut erfüllt. Bis dann eines Tages der Auktionator kam und mit klopfenden Hammerschlägen sein Glück zerstückte und seine Schätze unter die gaffende Menge verteilte.

Wie oft hat das Haus aus hellen Fenstern in die Nacht gestrahlt, nun liegt es dunkel, zurückgedrängt in die Alltäglichkeit. Nur im Dachgeschoß glöst ein mattes Licht hinter unordentlich vorgezogenem Vorhang, dort hat wohl der Schuster, der es erwarb, seine Lagerstätte. Zärtlich streichen die Finger über die Treppenstufen, Saskias Füße sind hier gegangen. Wie hat er sie geliebt, die schmale Frau, die Licht und Freude in sein Leben brachte! In die kostbarsten Gewänder hat er sie gehüllt, hat sie herausgestellt aus allen anderen Frauen, hat ihre Schönheit unsterblich gemacht in seinen Bildern. Und dann hat er ihr Grab verkaufen müssen, um die andere, die Leid und Schande mit ihm teilte, in die Erde betten zu können

Mitternacht ist längst vorbei, da lehnt er an der verschlossenen Tür einer Schenke, der Stock entgleitet seiner Hand und poltert an das Holz. Der Wirt fährt auf, was er im dunklen Hinterzimmer mit dem Kapitän eines englischen Seglers verhandelt, verträgt keine Zeugen. Gefchmuggelter Gin kann goldenen Lohn, kann aber auch schwere Strafe einbringen.

Vorsichtig lugt er durch ein Schiebefenster und sieht die zusammengesunkene Gestalt vor seiner Tür. Das darf nicht sein, wenn die Stadtwache einen Kranken oder einen Trunkenen vor der Schenke findet, gibt das unliebame Scherereien. So zerrt er den Mann hoch und schiebt ihn vor sich her in die Schenkstube.



VOLKSKUNST

GEBRAUCHS- UND ZIERGERÄT
SCHNITZEREIEN · GLAS · KERAMIK
SCHMIEDEEISERNE GEGENSTÄNDE
IN UNSERER SPEZIAL-ABTEILUNG

AWAG

BRESLAU, AM TAUENTZIENPLATZ

Die Wärme und der vertraute Dunst von Schnaps und verbrauchter Luft bringen Rembrandt bald wieder zu sich. Gierig greift er nach dem Wacholderschnaps, den der Wirt ihm zuschiebt.

»So! Und nun wird geschlafen und nicht gemucks! Für Radau-brüder ist hier kein Platz!«

Der Wirt stellt die Flasche mit der Unschlittkerze auf ein Wandbrett, prüft noch einmal Tür und Läden und geht wieder in die Hinterstube zu seinen Geschäften.

Rembrandt sieht sich in dem niederen Raum um. Wie gut er das alles kennt! Den Tabakaqualm, die verrußten Wände, die flackernde Kerze! So sieht es in allen Tavernen aus, in denen er jetzt daheim ist. Behagen kommt über ihn, er will sich auf der Ofenbank ausstrecken. Da sieht er zwei Gestalten im Winkel an der Tür. Ein Lachen huscht über sein Gesicht, auch die kennt er! Wie oft hat er solch ein Bündel Menschenelend gemalt!

Und plötzlich packt ihn die Lust, noch einmal zu versuchen, ob die gichtischen Finger noch der inneren Schau gehorchen. Er sieht sich um. Vor dem Ofen liegt Holzkohle, und der Tisch ist groß genug, um das Lumpengefindel aufzunehmen.

Er schiebt das Licht ein wenig zur Seite und wischt sich die letzten Schnapstropfen aus dem Bart. Sein Blick wird wieder sicher, prüfend wägt und mißt er, dann beginnt er mit der Arbeit. Und bald beginnt die Tischplatte zu leben, auf ihren rohen Planken räkelt sich ein zerlumpter Kerl. Der Kopf hängt auf der Schulter, die Hände umkrallen die Schnapsflasche, seltsames Vergessen liegt über der ganzen Gestalt. Das Weibsbild neben ihm hat den Korb voll kümmerlicher Almosen umgestoßen, der Inhalt kollert an der Erde.

Beglückt sieht Rembrandt, was unter seinen Fingern entsteht. Noch hat er die Kraft, zu gestalten und festzuhalten, noch kann er Leben erwecken! Kann man solch ein Paar nicht alle Tage am Hafenkä! herumlungern sehen? Frohes Lachen kommt über seine Lippen, vernügt schlägt er mit der Faust auf den Tisch. Postausend, das ist gelungen!

Die beiden Alten werden wach und sehen voller Staunen ihr Konterfei. Der Mann lacht brüllend auf, die Frau aber zetert, was hat der fremde Kerl da mit ihr getan?

Wütend stürzt der Wirt herein. Was soll das heißen? Ist das Gefindel närrisch geworden? Ist das vielleicht der Dank für seine Gutmütigkeit? He? Da sieht er das Bild auf der Tischplatte. Wie kann der verlassene Kerl seinen saubergescheuerten Tisch so beschmieren? Er dreht sich um. Da steht der Halunke, hochaufgerichtet, die Arme in die Seiten gestützt, als sei er noch stolz auf seine Sudelei.

»Ich bin Rembrandt!« sagt er, und seine Stimme klingt wie eine Fanfare.

Der Wirt ist kein Kunstkenner, der Name sagt ihm nichts. Aber dann kommt ihm ein Erinnerung: war da nicht vor Zeiten ein Maler, der schmählichen Bankerott gemacht hatte? Hing damals nicht an allen Ecken ein Zettel, der die Versteigerung seiner Schätze ankündigte? Hat der Nachbar Jan nicht einen Turban und allerlei fremdes Getier dabei erhandelt? Und nun will ihm dieses verkommene Subjekt Schaden zufügen und das Geschäft verderben? Hoho! Er packt ihn beim Kragen und wirft ihn vor die Tür.

Rembrandt schleppt sich noch ein paar Schritte, dann vergehen ihm die Sinne. Als er wieder zu sich kommt, ist es hell um ihn, Wachsoldaten sind um ihn bemüht. Sie tragen Fackeln, ihr Schein weckt hier und da ein Leuchten, läßt eine goldene Schnalle aufblitzen, einen Helm heller funkeln.

Rembrandt blickt verwundert um sich. Wie schön ist das! Das ist seine Welt! Das sind seine Farben! Das ist das Licht, das er geliebt hat, das auf allen seinen Bildern wiederkehrt, braun und golden, verhalten schimmernd oder hell auflodernd.

Sie legen ihn auf eine Bahre und tragen ihn fort. Voran gehen die Fackelträger. Wie ein goldenes Tor wölbt sich der Schein des Lichtes in die Dunkelheit, und durch dieses goldene Tor geht der sterbende Künstler hinüber in die Heimat seiner Seele.

Er merkt es nicht mehr, daß sie ihn in ein Spital bringen. Der letzte Eindruck der Welt, die er verläßt, ist das Leuchten der Flammen, die ihm zum Symbol des Sieges werden.

BERICHTE

Verleihung des Kopernikus-Preises

Am 14. April 1940 wurde der Kopernikus-Preis der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung durch den Rektor der Schlesiſchen Friedrich-Wilhelms-Universität an den im Polenfeldzug auf tragische Weise umgekommenen Volksdeutschen Forscher Albert Breyer verliehen. Die würdige Feier fand in der kleinen Aula der Poſener Universität ſtatt, im Beſein der Witwe und der drei Kinder Breyers und einer großen Zahl von Männern, die ſich durch ihre Arbeit dem Preis-träger verbunden fühlen. Die Feſtrede über deſſen Leben und Werk hielt Profeſſor Walter Kuhn aus Breslau.

Albert Breyer ſtammte aus einer deutſchen Siedlung in der Nähe Warschau. Seine Lebensarbeit galt der Heimat, den 350 000 Deutſchen in Mittelpolen, in deren Mitte er als Lehrer und Schulleiter wirkte, bis ihn die Polen 1937 aus dieſem Berufe drängten und denen er in unermüdlichen Forſchungen größerer und mitunter kleinſter Art erſt die Kenntnis und ein Bewußtſein ihrer ſelbſt vermittelte. Für den Neuaufbau der deutſchen Gauen im Oſten ſind die mühseligen Arbeiten dieſes tapferen Mannes von grundlegender Bedeutung.

MUSIK

25. Schleiſches Muſikfeſt in Görlitz

Ungeachtet des Krieges blüht das deutſche Kulturleben weiter, ein Zeichen für die ungebrochene innere Kraft unſeres Volkes. So nahm auch das dieſejährige Schleiſche Muſikfeſt, das vom 31. Mai bis zum 3. Juni wieder in Görlitz ſtattfand, einen glänzenden Verlauf. Die Stadt hatte zum Empfang ihrer überaus zahlreichen

Gäfte, unter denen ſich die führenden Perſönlichkeiten der Partei, ihrer Gliederungen und der kulturellen Organisationen befanden, reichen Schmuck angelegt, und allenthalben umſing den Feſtteilnehmer das Fluidum einer ebenſo herzlichen wie beſiſtſtolzen Kunſtbegeiſterung. Die Eröffnungsfeier im Stadttheater feſte mottoartig an die Spitze das fortſchrittlich gerichtete Werk eines jungen Schleiſers. Im vierſätigen »Konzert für Orcheſter« von Günter Bialas äußerte ſich mit ſicher beherrſchten techniſchen Mitteln die eigene Sprache einer reichen Begabung. Sie mag noch um ihren endgültigen Stil ringen, ihre charakterliche Haltung machte einen verheiſungsvollen Eindruck. Das Orcheſter der Schleiſchen Philharmonie Breslau unter Leitung des Görlitzer Kapellmeiſters Walter Scharfner verhalf dem Werk und dem anweſenden Komponiſten zu ſtark beifälliger Aufnahme. Nach den von Günter Baum markig gefungenen Pfiffrerſchen Liedern »Zorn« und »Klage« und der Begrüßungsanſprache von Kreisleiter Haesler ſchloſſen ſich gehaltvolle Ausführungen des Landeshauptmanns Adams über den hohen Wert der Muſikausübung gerade in unſerer ſchickſalsſchweren Zeit an. Am demſelben Abend fand in der Stadthalle das erſte Sinfoniekonzert unter Leitung von Generalmuſikdirektor Ph. Wüſt ſtatt. Er begann mit der »Kleiſt-Ouvertüre« des verſtorbenen Gleiwitſers Richard Wetſ, deren romantiſche Lyrik er zu ſchönſtem Erklingen brachte. Das »Konzertſtück für Violine, Bratſche und Orcheſter« von Gerhard Strecke blieb in der Form problematiſch. Gewaltig ſtieg die Eindruckskurve, als W. Kempff mit unübertrefflicher Meiſterſchaft Mozarts d-moll-Klavierkonzert ſpielte und Ph. Wüſt darauf die Brahmsſche c-moll-Sinfonie in wuchtiger Großartigkeit erſtehen ließ. Von der Leiſtung der Schleiſchen Philharmonie kannman nur in Worten höchſten Lobes ſprechen. Der zweite Tag rief die Feſtbefucher in den impoſanten gotiſchen Hallenbau der Peterskirche zum Orgelkonzert des Kantors Eberhard Wenzel. Sein ſtilkundiges Spiel ſtellte Regers »Introduktionen und Paſſacaglia f-moll« und Bachs »Präludium und Fuge e-moll« klar einander gegenüber. Außerdem bewies Wenzel in feiner auf Choralweifen aufgebauten »Orgelmefſe« ein beachtliches kompoſitoriſches Können. Eine Kammermuſikſtunde machte mit einem geiſtvollen

Durch
Kleidsamkeit
beliebt
sind



Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
Das Fachgeſchäft für ſchöne Damenhüte
Zahlungserleichterung durch Kunden-Kredit



Form „Daphne“ von Prof. Wagenfeld



und



Alles ist in reicher Auswahl,
in neuzeitlichen Ausführungen
und in bekannt guter Qualität

vorrätig bei

Segründet
im Jahre 1773

Gebr. Grüttnner
Breslau-Ring 41
Ecke Albrechtstraße

Ältestes Schlesiſches Sachgeſchäft
für modische Strick- u. Wirkwaren

Streichquartett von Max Trapp und einem weit entgegenkommen-
deren, weil strukturell einfacheren, als »Serenade« bezeichneten
Quartett von G. Strecke bekannt. Hervorragend bewährte sich hierbei
wieder einmal unser Schlesiſches Streichquartett der Herren Schärer,
Olowſon, Keſſinger und Müller-Stahlberg. Von einem anderen
Zeitgeſchmack kündete zwischen den Instrumentalnummern der
»Liederkreis« von Schumann, den Erika Rokyta, von der Görlitzer
Pianistin Martha Bartling anſchlagsfein begleitet, poeſievoll, aber
etwas zu gleichmäßig vortrug. Zum Höhepunkt des Feſtes wurde
das zweite, wieder von Ph. Wüſt dirigierte Orcheſterkonzert. Ein
kühn angelegtes und klanglich ausgezeichnetes »Konzert für großes
Orcheſter« von Gottfried Müller erregte berechtigtes Aufſehen.
Betthovens Violinkonzert in G. Kulenkampffs vollendet ſchöner Dar-
ſtellung und Bruckners zweite Sinfonie (Originalfaſſung) öffneten
himmlische Gefilde. Und es war ein Beweis für die Spannungsweite
der deutſchen Muſik, daß nach ſolchen erhabenen Eindrücken die
nächtliche »Chorſerenade« auf dem Untermarkt nicht abfiel, ſondern
mit den kleinen Formen ihrer köſtlichen Volksliedbearbeitungen den
Hörer ebenſo tief beglückte, zumal der Kammerchor des Meiſterſchen
Gefangereins unter Profeſſor Friß Lubrich überaus reizvoll ſang.

Dieſelbe Vereinigung eröffnete am nächſten Morgen eine »Chor-
feierſtunde« in der Stadthalle mit der hochkultivierten Wiedergabe
anſpruchsvoller Sätze, unter denen ſich Streckes »Prooemion«, Wenzels
»Arbeiten und Werben« und Lubrichs »Morgenlied«, »Der Meilen-
ſtein« und »Deutſcher Spruch« befanden. Eine Anſprache des
Landeskulturwalters Schleſien, Dr. Fiſcher, ſtellte, ausgehend von
der Bedeutung des deutſchen Liedes und Chorgeſanges, für die
der Meiſterſche Verein unter der Polenherrſchaft ein leuchtendes
Beispiel war, Leyer und Schwert als die Erziehungsideale des neuen
Deutschlands heraus. Der Spitzerſche Gefangereins unter Dr. H. Ring-
manns wiederholte hierauf ſeine Breslauer Aufführung der »Schleſi-
ſchen Hymne« von Günter Bialas. In gewaltiger chorischer Auf-
machung wurde am Abend Paul Höffers Oratorium »Der reiche Tag«
durch den verſtärkten Städtiſchen Chor Görlitz und das Städtiſche
Orcheſter dargeboten. Eberhard Wenzel gebührt das Verdienſt, das
ſorgfältig vorbereitete Maſſenaufgebot der Mitwirkenden zu einer
bemerkenswerten künſtleriſchen Leiſtung inſpiriert zu haben; Erika
Rokyta und Günter Baum waren die wohlgewählten Soliſten.
Erfreulicherweiſe räumte das Muſikfeſt auch der Schleiſiſchen Landes-
muſikſchule, als der repräsentativen muſikaliſchen Erziehungsanſtalt
unſerer Provinz, einen Platz im Programm ein. Lehrkräfte, an ihrer
Spitze der Leiter der Schule, Profeſſor Heinrich Boell, und Studierende
beſtritten mit vortrefflichem Gelingen ein abwechslungsreiches
Nachmittagskonzert. Den Ausklang des Feſtes brachte ein Abend
»Frohe Orcheſtermuſik«, ſehr beſchwingt von Walter Scharner
geleitet, mit Streckes »Luſtiger Ouvertüre«, Buchals Vorſpiel zum
dritten Akt der Oper »Die heilige Krone« und Karl Sczukas Ouver-
türe zur Oper »Das verlorene Paradies«.

Als nicht unwefentliche Veranſtaltungen am Rande des Feſtes ver-
lieſen bei reger Beteiligung eine »Morgenfeier der Hitler-Jugend«
mit einer Aufführung einer Kantate von Friß Koſchinsky »Unſer
Leben iſt wie ein Morgen über dem Land« und ein »Offenes Singen
mit HJ. und BDM.« in den Parkanlagen. Auch der Spitzerſche Gefang-
ereins und andere Chöre lockten durch Volksliederſingen im Freien
viele Muſikfreunde herbei.

Es waren wahrhaft »reiche Tage«, auf die Görlitz und Schleſien
ſtolz zurückerblicken können. Wilhelm Sträuſler.

*

Opern und Konzerte in Breslau

Eine Neuinfzenierung der Straußſchen »Salome« unter Philipp Wüſts
muſikaliſcher und Dr. W. Müllers ſzenischer Leitung ließ das Werk
faſzinierend aufleuchten. Eine Salome von großem Format war
Liflott Ammermann, von wilder Leidenschaft, wundervoll in der
Erfüllung ihrer hohen gefanglichen Aufgaben. Herodes war in der
erſten Aufführung Hans Grahl, in der zweiten Joſef Witt als Gaſt.
Im »Rigoletto« gaſtierte Erna Berger als ungemein lieblich ſingende
und ſpielende Gilda und Helge Roſwaenge als tenorprunkender
Herzog. Die »Aida«-Vorſtellung leitete Jonel Perlea von der Opera
Romana in Bukareſt. Man lernte ihn als fein empfindenden und
überlegen geſtaltenden Dirigenten kennen. Erna Sack zog als Roſina

Brillant-Schmuck
Perlen - Goldschmuck
Echtes Silber - Gute Uhren
empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1

Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1

kauft ständig
hochwertige Schmuckstücke
mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
Silbergegenstände - Gold
Altes Silbergeld

40/50431

Im »Barbier von Sevilla« alle Register ihrer Koloraturkunst. Das Breslauer Konzertleben erhielt einen besonderen Anziehungspunkt durch das Erscheinen Wilhelm Furtwänglers mit dem Berliner Philharmonischen Orchester. Die Spannweite, alle Höhen und Tiefen durchdringende Wiedergabe der Beethoven'schen »Achten« und Bruckner'schen »Neunten« wurde zu einem aufwühlenden Erlebnis. Der durch Angliederung eines Frauenchors angewachsene Kürschner-Gesangverein »Motte« führte unter Karl Brauner Handels »Acis und Galatea« bemerkenswert sicher und stimmungsvoll auf. Die einheimische Pianistin Leonore Schreier zeigte sich an ihrem zweiten Klavierabend in fortschreitendem künstlerischem Wachstum. Erheblich ist der Verlust, den der Abgang Professor Hermann Behrs von der Philharmonie mit sich bringt. Mit dem achten Volks-Sinfoniekonzert beendete Behr wegen Erreichens der Altersgrenze seine Tätigkeit als Orchesterdirigent, die er jahrzehntelang in vorbildlicher Treue und Zuverlässigkeit, mit hohem Wissen und Können und der echten Begeisterung eines Vollblutmusikers ausgeübt hat. Man möchte hoffen, dem Künstler Behr noch recht oft am Ort seiner legendären Wirksamkeit wenigstens als Gastdirigent wieder zu begegnen.

Wilhelm Straußler.

graziöse Beschwingtheit der Handlung kamen in der Aufführung trefflich zur Geltung. Man erfreute sich wieder an den ausgezeichneten Bühnenbildern Heinz Hoffmanns. Das Ensemble vollbrachte eine Prachtleistung.

Eine Komödie des Alltags nennt Jochen Huth sein Stück »Ultimo«, dessen Erstaufführung neulich stattfand. In der Tat sind es kleine Begebenheiten am Rande des Geschehens, die der bekannte Autor in seinem Werke bühnenwirksam gestaltet hat. Die Inszenierung

THEATER

Das Programm des Breslauer Schauspielhauses zeichnete sich auch in den letzten Wochen durch Reichhaltigkeit und Abwechslung aus. Da gab es zunächst als Erstaufführung das Erstlingswerk von Bernd Böhle »Station 15«, ein Schauspiel in knapper und origineller Art, lauber geschrieben und mit recht guten Einfällen. Vom dramatischen Standpunkt aus ließe sich allerdings dazu sagen, daß der stark episch ausgerichtete Stoff jeder schärferen Herausstellung der Probleme ausweicht. Oberspielleiter Kurt Hoffmann hat das Stück lebendig und straff inszeniert. Von den Darstellern, die sämtlich ganz vorzüglich spielten, seien Hanna Meyer, Otto Nißl und Bruno Harprecht hervorgehoben.

Zu einem vollen Erfolg wurde die Neueinstudierung von Lessings »Minna von Barnhelm«, mit der unsere Schaubühne in einer Festaufführung anlässlich des Geburtstages des Führers aufwartete. Das Haus war bis auf den letzten Platz besetzt und folgte ergriffen der mustergültigen Aufführung, die zu einem Erlebnis wurde. Die Regie lag wieder in den bewährten Händen von Oberspielleiter Kurt Hoffmann. Alles, was wir an diesem Lustspiel Lessings so lieben, die Reinheit der Sprache, der prächtige Humor und die

Wer **Breslau** besucht
besuche auch

HEMDEN
KUNZ

der Herrenausstatter

Damen- u. Herrenmodewaren

Schweidnitzer Str. 43a
(Ecke Hummerel)

Ohlauer Straße 58
(an der Poststraße)

Für den Herrn:

Fesche Mäntel
Saccos und Hosen
Wiener Hüte
und Krawatten
Bielefelder Oberhemden
Hausmäntel
Rauchjacken
Handschuhe

Für die Dame:

Schicke Strickkleider
und -jacken
Blusen und Pullover
Seidenwäsche
Strümpfe
und Handschuhe
Morgenmäntel
Modische Neuheiten



Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 67241 - über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Wir liefern:

Schreibmaschinen
Buchungsmaschinen
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger
Registrierkassen
Buchhaltungen

Kartelen
Registaturen
Drucksachen

Feine Briefpapiere
Füllhalter
usw.

Tauentzienstraße 53



Geschw. **Hoeniger**

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoeniger“ verzichtet . . . !

**Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf**

Heinrich Hauswalt Möbel, Innenausbau

Werkstätten und Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35



Durch Wilfried Herz war frisch und lebendig und wurde der Komödie in jeder Beziehung gerecht. Unter den Darstellern hob sich Louis Oswald in der Glanzrolle des pensionierten Postbeamten hervor. Es gab viel Beifall.

Um ein charmantes Abenteuer am Hofe Maria Theresias hat der Ungar Nikolaus Asztalos ein reizendes Lustspiel »Die Nacht in Siebenbürgen« geschrieben, dessen deutsche Erstaufführung wir im Breslauer Schauspielhaus miterleben durften. Der Schluß des Stückes wirkt leider etwas schleppend und eintönig, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß das Geheimnis um das galante Abenteuer in Siebenbürgen etwas zu früh entschleiert wird. Leicht und tänzelnd, wie es das heitere Stück des Ungarn verlangt, war auch die Aufführung unter der bewährten Spielleitung von Bruno Harprecht. Die guten schauspielerischen Leistungen fanden beim Publikum eine dankbare Aufnahme.

Herbert Lindner.

SCHLESISIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreufel (z. Z. im Heeresdienst).
Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung.
Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preislifte Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: I. V. Werner Steinberg, Breslau.

Das leistungsfähige Fachgeschäft

Krause

Lederwaren *K. G.* Reiseartikel

nur Gartenstraße 85, schrägüber Landeshaus

Buchhandlung

P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik

Breslau 5, Tauenhienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur
Karten der Landesaufnahme — Autokarten



Inh.: Karl Obermair, langjähr. Pächter des Kurhauses Bad Reiners

empfiehlt seine be-
haglichen Räume für
Familien- und
Sportlerkreise.
Anerkannt
gute Küche.

VEDAG

Vereinigte Dachpappen-fabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elterplatz 1a

Liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«

Holleranstriche Emailit

Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen

Holierungen gegen Feuchtigkeit

hartgußasphalt



Neue Freianlagen

im Breslauer

ZOO

Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!

CONTINENTAL- BÜROMASCHINEN

zum Schreiben, Rechnen und Buchen

Hauptvertrieb:

Siegfried Schultze

Breslau 5. Neue Schweißnitzer Straße 4

R. Klichee KÖHLER & LORENZ

BRESLAU 1 • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF: 51424

Schönheit, Auswahl, Preiswürdigkeit
sind die Geheimnisse unseres Erfolges

neben der
Schlesischen Zeitung

Stoff Bender

BRESLAU

Schweißnitzer
Straße 46

Rich. Kiefer & Co.

Reuschesstr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 26241

Bürobedarf / Papier- und Schreibwarenhandlung
Büromöbel aus **Stahl** und **Holz**, Schreibmaschinen



Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“

Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 23431

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Braunzeug,
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.



Pianos · Radio

neu und gebraucht in allen Preislagen

J. Großspietsch

Piano- und Radiohaus

Breslau 2, Schweißnitzer Stadtgraben 22
Neue Taschenstraße 34 · Ruf 20136

Alfred Fritzsche, Buchhandlung

Breslau 16, Tiergartenstraße 23

(Scheltziger Stern) - Fernsprecher Nr. 46965

fachbuchhandlung

Medizin · Technik · Naturwissenschaften

Schönegeistige Literatur · Jugendschriften

Leihbücherei Kaiserstraße 15

Laufend Aufnahme von Neuerscheinungen

Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die „Drei von Frank“

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12
im Riembergshof

Konditorei Frank

Huthmacher

die
führenden Konditoreien!

Erstklassige preiswerte Erzeugnisse
Elegante behagliche Räume

Breslau

Straße der SA. 12 — Schweißnitzer Straße 53

Fernruf: Sammelnr. 39444



Das Zeichen der Deutschen Apotheke

Fleiß und Arbeit, Treue und Zuverlässigkeit
begründeten und erhalten das Vertrauen zur
Deutschen Apotheke

Schönhals

Breslau 1 • Reufchefr. 51 • Tel. 56844

Klischees



Seidel & Pohl
BRESLAU I
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper

Maß-Schneider + Herrenausstatter



Besucht die schöne **Blücherstadt Kanth**

Direkt an der Autobahn-Ein- und -Ausfahrt gelegen

in **Schlesien**

**Verdromte
Stahlrohr-Möbel**

Einfache und eleganteste Ausführung
Kompl. Bridge-Garnit., Chrom-Couches,
Sessel, Teewagen, Betten u. Kinderbetten



**Rein-Messing-
Betten**

Beierz Olowinsky Nachf.
JNH. DIPL. KFM. EGON VOLLSTEDT
• BRESLAU • HERRENSTR. 31 am Blücherplatz •

Ständig eine große Schau
in meinen renov. Laden-Räumen!

Polstermöbel

Einzel- u. Geschenkmöbel

in reichster Auswahl



Möbel-Feige • Neumarkt 17

Fernsprecher Nr. 20323

*Klischee-
Anstalt*

Gegr. 1900

Ankarstrand
Breslau 13 • Brandenburgerstr. 19.

Ruf: 35000

*Entwürfe
Zeichnungen
Retuschen*

Wilpert & Mohaupt jetzt Breslau 2, Bahnhofstraße 2 / Ruf 25138

Inhaber: Werner Hartmann

Bürobedarf • Büromöbel • Papier • Drucksachen • Schreibmaschinen

Alles fürs Büro